



universität  
wien

# Magisterarbeit

**Titel der Magisterarbeit**

**Der Tastsinn**

Eine kultursoziologische Annäherung

Verfasserin

**Bakkalaurea Ulrike Vrhovc**

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2009

Studienkennzahl:	A 066 813
Studienrichtung:	Soziologie
Matrikelnummer:	9104948
Betreuer:	Gastprof. Dr. Friedhelm Kröll

Für  
Maddalena und Mattia Maximilian

***„Takt ist der ewig wache Respekt vor der anderen Seele und  
damit die erste und letzte Tugend des menschlichen  
Herzens...“***

Helmuth Plessner

An dieser Stelle möchte ich all den Menschen meine Dankbarkeit aussprechen, die mir bei dieser Arbeit unterstützend beigestanden sind und ohne die mein langgehegter Wunsch nicht Wirklichkeit geworden wäre.

### **Erklärung zum selbständigen Verfassen der Arbeit**

„Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe. Ich habe keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt. Ich habe die Arbeit bzw. Teile davon weder im In- noch im Ausland einer Beurteilerin / Beurteiler zur Begutachtung als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Wien, 2009

Ulrike Vrhovec

## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung .....	5
1.1 Forschungsinteresse und Forschungszusammenhang .....	8
2. Referenzautoren und -theorien .....	11
2.1 Referenzautoren .....	11
2.1.1 Norbert Elias .....	11
2.1.2 Helmuth Plessner .....	12
2.1.3 Georg Simmel .....	13
2.2 Referenztheorien.....	14
3. Überblick .....	20
4. Die frühe Geschichte des Tastsinns.....	21
4.1 Die Antike.....	21
4.2 Das Mittelalter .....	24
5. Sinneswahrnehmung und Erkenntnisgewinn .....	27
5.1 Vom Begreifen und Einsehen.....	30
6. Die Funktionalisierung der Sinne .....	33
6.1 Die Funktionalisierung des Tastsinns.....	36
7. „Vom Sehen und Gesehen werden“ .....	39
7.1 Die Disziplinierung der Hand.....	43
7.2 Vom Üben und Trainieren der Hand.....	46
7.2.1 Zwischenschaltung und tastsinnliche Wahrnehmung .....	50
8. Vom Tasten und Fühlen.....	52
8.1 Tastsinnliche Wahrnehmung und künstliche Materialien .....	56
9. Die körperliche Berührung.....	57
10. „Vom Berühren und berührt werden“ .....	62
10.1 Berührung als „sprachloser Raum“ .....	65
11. Die „flüchtige“ Berührung .....	69
12. Zusammenfassende Worte und Ausblick.....	75

Literaturliste

Internetliteratur

Abstrakt

Curriculum vitae



## 1. Einleitung

Tastet man sich sozusagen an das Thema heran, zeigt sich als erstes, dass die begriffliche Bezeichnung „Tastsinn“ innerhalb der wissenschaftlichen Forschung nicht eindeutig ist. Die Variationsbreite der Terminologie<sup>1</sup> des Tastsinns ist teilweise unübersichtlich und verwirrend zugleich.

Gegenwärtig zeigt sich, dass in der wissenschaftlichen Forschung, einerseits von „Haptik“ und andererseits eher marginal von „taktile Wahrnehmung“ gesprochen wird (vgl. Grunewald 2001: 7).

Der etymologische Hintergrund der griechischen Bezeichnung für Tastsinn „*haptik*“ entstammt dem griechischen „*haptesthai*“, das „*ergreifen, angreifen oder berühren*“ bedeutet (vgl. Grunewald 2001: 7).

Die Bezeichnung „*taktil*“ leitet sich vom Lateinischen „*tangere*“ ab und bedeutet „*berühren, anrühren, hineingießen, kosten, essen, trinken, schlagen, (geistig) rühren, bewegen*“. Die passive Form von „*tangere*“: „*tactus*“ bezeichnet den Tastsinn und bedeutet: „*Berührung, Wirkung, Einfluss und Gefühl*“. (Der kleine Stowasser 1987: 452). In der lateinischen Form „*tactus*“ wird das Passive: „*das Berührt werden*“ in den Vordergrund gestellt.

In der internationalen Forschung wird „Haptik“ als selbständiges und aktives Berühren mit der Hand charakterisiert und „taktil“ als passive Reizaufnahme (vgl. Grunewald 2001: 9). Taktile Wahrnehmung wird als „Oberflächensensibilität“ bezeichnet, die durch Druck, Berührung, Vibration, etc. auf der Haut gespürt wird und bezieht sich auf einen Teilbereich der haptischen Wahrnehmung (vgl. [www.kliniken.de](http://www.kliniken.de)).

---

<sup>1</sup> Mit der Terminologie ist nicht die Übersetzung in andere Sprachen gemeint, wie im angelsächsischen Raum der Tastsinn als „sense of touch“ bezeichnet wird, sondern die unterschiedlichen Bezeichnungen des Tastsinns.

Ins Deutsche übersetzt ist „Haptik“ die „Lehre vom Tastsinn“ (Grunewald 2001: 8). Die Bezeichnung „Tastsinn“ wird in der wissenschaftlichen Forschung nicht verwendet und bezieht sich hauptsächlich auf einen „*umgangssprachlichen*“ Gebrauch.

Die im Alltag verwendete Bezeichnung „Tastsinn“ wird im deutsch/österreichischen Wörterbuch als „*Fähigkeit, etwas durch Berühren zB mit den Fingern wahrzunehmen*“ abgebildet (Österreichisches Wörterbuch 2001: 589). Als Erklärung wird das Beispiel „*die Rippen tasten können*“ (ebd.: 588) angeführt. Synonyme zum deutschen „Tätigkeitswort“ (vgl. Elias 1997a: 67) „*tasten*“ geben Aufschluss was mit „*tasten können*“ ausgedrückt wird. „*Tasten*“ wird im österreichischen (Schul-) Wörterbuch als „*sich im Dunkeln zum Ausgang tasten*“ (Österreichisches Wörterbuch 2001: 588) erklärt. Synonyme zu „*tasten*“ in Softwareprogrammen von Computern sind „*wackeln*“, „*unsicher gehen*“, „*tapsen*“, „*fühlen, was nicht gesehen werden kann*“ (vgl. Synonymvorschläge, Microsoft Office Word 2007). In dieser Erklärung als auch in den Erklärungen des Wörterbuches schwingt unterschwellig eher eine Sinnesschwäche mit, wie im Dunklen, bei beeinträchtigter Sinneswahrnehmung, bei Alkoholkonsum oder Fieber sich mit Händen und Füßen „vorwärts tasten“. Die Entdeckung des Tastsinns für Ausstellungen und Museen zeigt dies. Mit verbundenen Augen werden Dinge ertastet oder in abgedunkelten Räumen werden „Tastwege“ beschritten. Manchmal wird explizit ausgesagt: „Die Welt der Blinden entdecken“.

Weitere Synonymvorschläge sind „*angreifen, hinlangen, anfühlen*“ (vgl. Synonymvorschläge, Microsoft Office Word 2007) und weisen auf eine Berührung mit der Hand hin. Eine weitere Erklärung für den „Zuständigkeitsbereich“ des Tastsinns zeigt sich im Wort: „*Tastendruck*“ (Österreichisches Wörterbuch 2001: 588), der sich auf die Bedienung der Tastatur einer Schreibmaschine bzw. eines Computers, eines Telephons, eines Klaviers bzw. von Tasteninstrumenten, aber auch von Schaltern, Ein- und Ausschaltknöpfen bezieht. Dieser „Zuständigkeitsbereich“ findet sich auch im Wort „*Händedruck*“ und zeigt eine Verbindung zu Kraft- und Druckeinwirkung der Hand. Haptik, die Lehre vom Tastsinn wurde von einigen

WissenschaftlerInnen bis zum ersten Viertel des 20. Jahrhundert als „... *die kombinierten Leistungen des Druck- und Kraftsinnes*“ (Skramlik 1937: 27, zit. nach: Grunwald 2001: 7) verstanden.

Des Weiteren zeigt sich in der internationalen und nationalen Forschung eine unübersichtliche Begriffsverwendung: Hautsinn, Tiefensinn, Bewegungssinn, Kraftsinn, Schmerzsinn, usw. Das unüberschaubare „Chaos“ in der Terminologie des Tastsinns resultiert teilweise daraus, da ihm sowohl wissenschaftlich als auch umgangssprachlich, eine mannigfache Wahrnehmung zugeschrieben wird und diese auf die unterschiedlichen Wahrnehmungsqualitäten des Tastsinns weist: Feuchtigkeit, Glätte, Vibration, Druck, oder Temperatur, Schmerz, etc. Die morphologisch-funktionelle Differenzierung führt zu einer umfangreichen Begrifflichkeit, die den Menschen in „Seinsklassen“ (Plessner 1980: 273) aufteilt.

Obwohl die Bezeichnung „Tastsinn“ umgangssprachlich verwendet wird, wird diese Bezeichnung in dieser Arbeit beibehalten, denn seine synonymischen Vielfalt: greifen, angreifen, ergreifen, begreifen, anfassen, anfühlen, schlagen, zeigt, dass der Tastsinn mehr umfasst, als mit dem Begriff „tasten“ ausgesagt werden kann.

Außerdem, wenn statt der Substanzbegriffe wie „Gefühl“, „Berührung“ und „Verstand“ Tätigkeitsbegriffe wie „fühlen“, „berühren“ und „denken“ verwendet werden, beziehen sich diese „(...) *auf die Struktur der Persönlichkeit, auf die des lebenden Menschen als Ganzem*“ (Elias 1997a: 67). Die begriffliche Zusammenfassung „tasten“ impliziert somit mannigfaltige Modalitäten, die erfassbar werden.

Die Erlebnisqualität „tasten“ drückt demzufolge eine Umweltwahrnehmung des ganzen Menschen aus.



## 1.1 Forschungsinteresse und Forschungszusammenhang

Der erste Beweggrund für die kulturosoziologische Auseinandersetzung mit dem Tastsinn ist, dass im Augenblick das Thema „Sinne“ „in“ ist, welches sich vor allem durch eine wirtschaftliche Vermarktung der Sinne, besonders der Nahsinne, zeigt.

Dies wird vor allem durch Slogans, die aus der Werbung täglich in die Wohnzimmer geliefert werden offensichtlich: Mineralwasser „belebt die Sinne“; in Thermen und Wellness-Einrichtungen „die Sinne neu entdecken“. Museen und Gartenschauen laden zu „neuen sinnlichen Erfahrungen“ in „das Reich der Sinne“ oder zur „Be-Sinnung“ ein, Gastronomiebetriebe werben mit einem „Fest der Sinne“, u.v.m.

Eine Fülle von Angeboten, Informationen, Ratschlägen und Lehren prasseln auf den Konsument ein. Prägend für diese Angebote ist vor allem, dass sie an den sogenannten „niedereren“ (Simmel 1992: 733) oder „Sekundär“-Sinne wie Geschmacks-, Geruchs- und Tastsinn ansetzen, die angeblich in der industriellen Gesellschaft „unterentwickelt“, zu entdecken oder zu schulen sind. Diese Zustandsbetrachtungen gehen von einem „*was sein soll oder was man wünscht*“ aus (Elias I, S. 29).

Bei dieser Strömung, die sich in den letzten Jahren auch durch ein gesteigertes Interesse an Körpertherapien bemerkbar gemacht hat, steht das Berühren des eigenen und des fremden Körpers im Mittelpunkt, worauf der Gesundheitsmarkt mit einem unüberschaubaren Angebot an Büchern, Vorträgen und Massagekursen und -techniken reagiert.

Die deutsche Wochenzeitung DIE ZEIT vom 11.4.1997 erkennt sogar eine „neue Lust am Tasten“, die Stuttgarter Zeitung vom 18.10.1999 behauptet sogar, dass das „haptische Zeitalter“ angebrochen ist. „Heilende“ Hände, Chiropraktiker, Masseure, etc. finden einen wachsenden Zuspruch und angeblich nimmt das Kuschelbedürfnis der Erwachsenen zu (vgl. Jütte 2000:

255). Der letzte Trend „Kuschelseminare“ (RTL, Punkt 12, Dez. 2007): einander fremde Menschen kuscheln unter Aufsicht im „Rudel“ auf Matratzenlagern, sexuelle Annäherung ist tabu, zärtliche Berührung ist das Ziel. Eine andere Bewegung nennt sich „free hug“, die gratis Umarmung. Wer möchte, kann sich von fremden Menschen in der Öffentlichkeit umarmen lassen.

Andere Therapieformen, versprechen die Sensibilität der Haut zu erhöhen, damit das Gefühlsniveau anheben wird. Die Wirtschaft reagiert auf diesen Trend mit „zarter“ und „hautfreundlicher“ Unterwäsche, „kuschelweichen“, „schmusezarten“, „federweichen“ Toilettenartikel und sogar „sanften“ Putzmitteln (vgl. Robert Jütte 2000: 255). Ein expandierendes Gewerbe, das den Gebrauchswert der Sinne inzwischen vortrefflich vermarktet.

Der zweite Beweggrund bezieht sich auf den allgemeinen Anschein in der Soziologie, dass die Sinne für soziologische Untersuchungen eine untergeordnete Rolle einnehmen und im Speziellen die „niederen“ (Simmel 1992: 733) Sinne, die auch als Nahsinne (Plessner 1980) bezeichnet werden. *„Die Einteilung in niedere und höhere Sinne (...) ist bis in die Terminologie des 20. Jahrhunderts geläufig“* (John 2001: 16). Der Tastsinn als Nahsinn ist im Vergleich zu den Fernsinnen, Auge und Ohr, kultursoziologisch bis heute kaum erforscht. Er wird in der Gegenüberstellung zu den Fernsinnen konsequent seiner Bedeutung beschnitten und erscheint oftmals nur noch als „Restsinn“, als „Sekundär“-Sinn, als „Überbleibsel“, was ihn in den Sozialwissenschaften in die Sphäre des „Animalischen“, des „Vorgesellschaftlichen“ und „Archaischen“ oder „Wilden“ verhaften lässt.

Im sozialen Alltag, in der Alltagswahrnehmung und in der Alltagskommunikation verrichtet der Tastsinn allenfalls noch dort verlässlich seinen „Zweck“ und ist von kultursoziologischer Bedeutung, wo die Nähe des Menschen zur „Animalität“ am offensichtlichsten zu Tage tritt, nämlich bei der Nahrungsaufnahme und in der Sexualität.

Die Nahsinne oder niederen Sinne stehen nicht im Interesse soziologischer Untersuchungen. Eine explizite Antwort darauf gibt Simmel in seinem Exkurs

über die Soziologie der Sinne: „*Gegenüber der soziologischen Bedeutung von Gesicht und Gehör tritt die der niederen Sinne zurück [...]*“ (Simmel 1992: 733).

Durch die Thematisierung des Tastsinns innerhalb der Gesellschaft, die Jütte allgemein als „*die Wiederentdeckung der Sinne*“ (Jütte 2000: 255-344) bezeichnet, wird somit auch eine kultursoziologische Aktualität aufgezeigt.

In dieser theoretischen Auseinandersetzung mit dem Tastsinn, wird einerseits der Frage nachgegangen, warum das Tasten in der Moderne gegenüber dem Sehen vergleichsweise zurückgedrängt wird und andererseits wird versucht den Tastsinn von seiner Konnotation zu „Animalität“ und „Primitivität“ herauszulösen, um so „*(...) die Andersartigkeit des scheinbar Gleichen, das Ungewöhnliche des scheinbar Selbstverständlichen aufzudecken, (...)*“ (Plessner 1983: 138), um so das Verdrängte aufzuspüren.

Diese Arbeit geht davon aus, dass der Vorgang der Menschwerdung in Wechselwirkung mit der Umwelt stattfindet (vgl., Berger/ Luckmann 1980: 53), in der die „*(...) Individuen von klein auf in Interdependenz mit anderen leben; (...)*“ (Elias 1997a: 51) und ihm die gesellschaftliche und kulturelle Ordnung durch „signifikante Andere“ (Mead) vermittelt wird und durch Anpassungsprozesse und Selektionen kulturelle Eigenbedeutungen und soziale Regeln an die nächste Generation tradiert werden.

Der Mensch in seiner „Weltoffenheit“ (Plessner) verwirklicht sich folglich in einer künstlich geschaffenen und durch Normen geschlossenen beherrschten Umwelt und bezieht sich auf den ganzen Menschen von Essen, Sexualität, Wohnen, Kleidung etc. bis hin zur Sinneswahrnehmung.

## 2. Referenzautoren und –theorien

### 2.1 Referenzautoren

Diese Arbeit beruht hauptsächlich auf Literatur von folgenden Autoren, welchen ein kurzer Überblick über ihr Leben und Schaffen gewidmet ist: Norbert Elias, Helmuth Plessner und Georg Simmel<sup>2</sup>.

#### 2.1.1 Norbert Elias

Norbert Elias<sup>3</sup> wurde am 22. Juni 1897 in Breslau geboren. Nach dem Abitur meldete er sich als Kriegsfreiwilliger zum ersten Weltkrieg. 1918 begann Elias ein Studium in Philosophie und Medizin, letzteres nur bis zum Physikum.

1930 arbeitete er als Assistent von Karl Mannheim in Frankfurt am Main, wo er auch seine Habilitation mit der Schrift *„Der höfische Mensch“* begann. Die Schrift erschien erst 1969 in veränderter Form unter dem Titel *„Die höfische Gesellschaft“*.

1933, im Zuge der nationalsozialistischen Herrschaft, ging Norbert Elias ins Exil, zunächst nach Frankreich, 1935 nach Großbritannien, dessen Staatsbürgerschaft er annahm.

Während der 70iger Jahre und insbesondere mit dem Erfolg der Taschenbuchausgabe *„Über den Prozeß der Zivilisation“* wurde Elias` Arbeit in Deutschland wahrgenommen und allgemein anerkannt.

1977 erhielt Elias den zum ersten Mal vergebenen Theodor-W.-Adorno-Preis. Von 1978 bis 1984 arbeitete er an verschiedenen Universitäten, wie am Zentrum für interdisziplinäre Forschung. 1980 verlieh ihm die Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld die Ehrendoktorwürde. Am 1. August 1990 starb Norbert Elisa in Amsterdam.

---

<sup>2</sup> Die Reihenfolge der Autoren ist alphabetisch gereiht.

<sup>3</sup> Vgl. für den biographischen Abschnitt, Korte, Hermann: Norbert Elias, In: Kaesler, Dirk, 2003: „Klassiker der Soziologie“, 315-333.

Zu seinen bekanntesten Werken zählen:

„Über den Prozeß der Zivilisation“, 2 Bände (1939), „Die höfische Gesellschaft“ (1969), „Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen“, „Engagement und Distanzierung“ (1983), „Über die Zeit“ (1984), „Die Gesellschaft der Individuen“ (1987), „Studien über die Deutschen“, „Etablierte und Außenseiter“ (1990, mit John L. Scotson), „Symboltheorie“ (posthum 1991 erschienen).

### 2.1.2 Helmuth Plessner

Helmuth Plessner<sup>4</sup> wurde am 4. September 1892 als Arztsohn in Wiesbaden geboren. 1910 begann er Medizin und Zoologie zu studieren. Er wechselte später zur Philosophie über. Zu seinen Lehrern zählten Windelband und Husserl. 1913 erschien seine erste philosophische Publikation: „Die wissenschaftliche Idee, ein Entwurf über die Form“. 1916 erfolgte seine Dissertation in Philosophie: „Krisis der transzendentalen Wahrheit im Anfang“. An der neuen Universität zu Köln, habilitierte er 1920 in Philosophie, mit der Schrift „Untersuchungen zu einer Kritik der philosophischen Urteilskraft“.

1923 erschien „Die Einheit der Sinne. Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes“ und 1924 erschien die sozialphilosophische Studie „Grenzen der Gemeinschaft“. Sein Hauptwerk „Die Stufen des Organischen und der Mensch“ wurde 1928 veröffentlicht. 1931 folgte das Werk, „Macht und menschliche Natur“.

1933 emigrierte er auf Grund der jüdischen Herkunft seines Vaters nach Istanbul. Mit Hilfe des Anthropologen F. J. J. Buytendijk floh er 1934 nach Holland, wo er Soziologie lehrte.

1935 entstand die Schrift „Das Schicksal deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche“, die 1959 unter dem Titel „Die verspätete Nation“ neu aufgelegt wurde. 1940 erschien sein Buch „Lachen und Weinen“.

---

<sup>4</sup> Vgl. für den biographischen Abschnitt, Hauke, Kai: 2000, Plessner, zur Einführung.

Er zählt neben Max Scheler und Arnold Gehlen zu den Hauptvertretern der „*Philosophischen Anthropologie*“.

Plessner lehrte Philosophie und Soziologie und publizierte bis zu seinem 82sten Lebensjahr verschiedene Essays und Artikel in den Fächern Philosophie, Gesellschaft, Biologie und Ästhetik. 1985 starb er in Göttingen.

### 2.1.3 Georg Simmel

Georg Simmel<sup>5</sup> wurde am 1. März 1858 in Berlin geboren. Er entstammte einer zum Christentum konvertierten jüdischen Kaufmannsfamilie und wurde selbst auch getauft. Nach dem Abitur studierte er Philosophie und Geschichte, sowie in den Nebenfächern Kunstgeschichte und Altitalienisch. 1881 promovierte er und 1885 habilitierte er. Simmel ist Mitbegründer der „*formalen Soziologie*“. 1909 gründete er zusammen mit Ferdinand Tönnies, Max Weber und Werner Sombart die Deutsche Gesellschaft für Soziologie.

Simmel lieferte viele Anregungen und Inspirationen für die späteren Forschergenerationen. Er hinterließ aber keine Schule. Seine Hinterlassenschaft umfasst 15 große Werke sowie 200 Artikel<sup>6</sup> in Fachzeitschriften und Zeitungen. Er leistete wichtige Beiträge zur „Kulturphilosophie“, der „Konfliktsoziologie“ und der „Stadtsoziologie“.

Als Philosoph wird Georg Simmel dem Kreis der Lebensphilosophie zugerechnet. Er starb am 26. September 1918 in Straßburg.

Elias, Plessner und Simmel können aus der heutigen Sicht, als interdisziplinäre Wissenschaftler gesehen werden; sie vereinen in ihren Werken verschiedene wissenschaftliche Disziplinen.

---

<sup>5</sup> Vgl. für den biographischen Abschnitt, Nedelmann, Brigitta: Georg Simmel. In: Kaesler, Dirk, 2003: „Klassiker der Soziologie“, 127-149.

<sup>6</sup> Siehe Internetseite: [http://socio.ch/sim/index\\_sim.htm](http://socio.ch/sim/index_sim.htm), sowie, <http://www.helmut-zenz.de/hzsimmel.html>.

## 2.2 Referenztheorien

Betrachtet man die Zahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die sich mit dem Tastsinn auseinandersetzen, so erscheinen diese in erster Linie Gegenstand und Untersuchungsgebiet von naturwissenschaftlicher Forschung zu sein: Haptik-Forschungslabor an der Universität Leipzig, Medizinische Fakultät, Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung ([www.haptik-labor.de](http://www.haptik-labor.de)) und Psychologische Fakultät der Uni Wien.

Die kultursoziologische Untersuchung des Tastsinns stellt sich im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Auseinandersetzung konträr dar. Eine direkte Untersuchung<sup>7</sup> ist zum gegebenen Zeitpunkt nicht bekannt.

Die „Tastsinnvergessenheit“ oder die allgemeine „Sinnenvergessenheit“ innerhalb der Soziologie kann als Erbe der cartesianischen Bewusstseinsphilosophie angesehen werden. Die Aufteilung des Menschen ab Descartes in „Seingebiete“ (Plessner 1975: 37) als „Körper“ und „Seele“ hat die Lebenseinheit aus den Augen verloren. Der erfasste Mensch bleibt in dieser Betrachtung eine Summe von Bruchstücken (vgl. Plessner 1975: 74). Mit der Ausblendung des Körpers, der organischen Leibkörperlichkeit in der soziologischen Theoriebildung sind die Sinne aus der Thematisierung für die Rekonstruktion der Gesellschaft herausgefallen.

Simmel verweist, dass durch die konstitutive *„Leistungsdifferenz der Sinne“* (Simmel 1992: 728) Gesellschaft, je nachdem anders begründet, ob sie im Modus des distanzhaltenden Sehens und Hörens oder sich durch die körperliche Nähe des Geruchs oder der Berührung beruht. Simmel schreibt ihnen in Bezug auf die Vergesellschaftung, formgebende Momente zu. Denn die Sinne stiften, nach Simmel, hinsichtlich ihrer Modalität: sehen, hören, tasten, etc., wie sie sinnlich Gegebenes herankommen lassen, jeder Sinn auf eigene Weise, das sinnhafte Selbst-, Welt- und Sozialverhältnis (vgl. Simmel 1993: 287).

---

<sup>7</sup> Diese Aussage bezieht sich auf den Wissensstand der Verfasserin.

Durch die Betonung des einen oder anderen Sinns in der Vergesellschaftung entwickeln sich andersartige soziale Gebilde. *Die „[...] Familienverfassung wie unsre Wirtschaftsform, unser Recht wie unsre Sitte Ergebnisse aus Bedingungen sind, die anderswo andre waren und deshalb auch andre Ergebnisse hatten (...)*“ (Simmel 1992: 728). Simmel schreibt, *„[...] wenn man das Gewebe der Gesellschaft nach seinen erzeugenden, formgebenden Kräften begreifen will (...)*“ hat man unter dem *„(...) zustande gekommene Muster seiner obersten Erscheinungsschicht (...)*“ (Simmel 1993: 292) zu schauen.

Die sinnliche Wahrnehmung wurde gewissermaßen an die naturwissenschaftlichen Richtungen wie Psychologie, Biologie, Medizin, Physiologie und Neuropsychologie abgegeben (vgl. Plessner 1975: 37).

Als Erklärung zur Überwindung des „Leib-Seele-Problems“ (Plessner 1980: 303) dient Plessner's Hauptwerk „Die Stufen des Organischen“<sup>8</sup> (1975). Er antwortet mit seiner These der „exzentrischen Positionalität“ und spricht in seinem Werk „Anthropologie der Sinne“ (1980), wie schon der Name sagt, von einer spezifisch menschlichen Einheit der Sinne.

„Exzentrische Positionalität“ besagt: dem Menschen wird im Vollzug seines Lebens seine körperliche Situation gegenständlich und zuständlich bewusst. Durch die Bewusstwerdung hat der Mensch kein eindeutiges Verhältnis zu seinem Leib, sondern es ist doppeldeutig, ein Verhältnis zwischen sich und sich oder zwischen ihm und sich (vgl. Plessner 1982: 239), als „leibhaftes“ Wesen und eines Wesen „im Körper“: Körper, den „ich“ habe, Leib, der „ich“

---

<sup>8</sup> Stufen werden hier nicht als Kennzeichen von oben und unten, in der Form von einer hierarchischen Anordnung verwendet, sondern die untere Stufe dient als Bedingung für die obere Stufe und bleibt in ihr „erhalten“ (Plessner 1975: 290): Pflanze: geschlossene Form, das Tier: „zentrisch“ und der Mensch „exzentrisch“, d.h. dem Mensch wird *„die Zentralität seiner Existenz bewußt“* (ebd.). *„Ich bin, aber habe mich nicht“* (vom Autor hervorgehoben), *charakterisiert die menschliche Situation in ihrem leibhaften Dasein*“ (Plessner 1983: 190). Das „Exzentrische“, das „Außer sich sein“ ist das spezifisch Menschliche.



bin<sup>9</sup>. Der Mensch hat einen Leib, heißt, er beherrscht und benutzt ihn wie ein Werkzeug; andererseits ist der Mensch Leib, er drückt sich durch ihn unmittelbar aus, wie Lachen und Weinen deutlich zeigen.

Leiblichkeit und Körper sind miteinander verschränkt, eine „Verschränkung“ (Plessner 1983: 191) von innen und außen: im reflexiven Bewusstsein wird diese Doppelheit bewusst. Dadurch wird es möglich, immer neue Reflexionen auf sich selber und auf seine Reflexionen zu vollziehen. Die Sprache zeigt es: Der Mensch *„sagt zu sich und anderen Du, Er, Wir (...)“* (Plessner 1975: 300). Das Subjekt kann den Leib bewegen, bei einer Berührung des Leibes unmittelbar empfinden und seinen eigenen Leib als ein äußeres Ding als Körper in der objektiven Körperwelt wahrnehmen und dies bedeutet *„ein Mensch zu sein“* (vgl. Plessner 1980: 370).

Wird der Mensch als psychophysisches Wesen begriffen, reicht die oft verwendete „Brückenmetapher“ in der Soziologie nicht aus (vgl. Plessner 1980: 301), um den Menschen als Einheit zu beschreiben, denn nach ihr entwickelt sich der Sinneseindruck nach zwei Seiten hin: die Sinneseindrücke *„(...) führen in das Subjekt hinein (...)“* und lösen Gefühle und Stimmungen aus *„(...) und zu dem Objekt hinaus, als Erkenntnis seiner“* (Simmel 1992: 722f). *„(...) was ich von ihm (Mensch) sehe, höre, fühle, ist jetzt nur die Brücke, über die ich zu ihm als zu meinem Objekt gelange“* (Simmel 1992: 722). Die Zwischenschaltung – die Brücke – enthält die Frage: wie kann sich *„(...) die psychische Komponente mit der physischen Komponente (...) (gegenseitig) (vom Autor eingeklammert) verbinden?“* (Plessner 1980: 301). Die Brücke zwischen Psychischem und Physischem ist nach Plessner der Leib, in welchem sowohl Psychisches und Physisches objektiv gegenständlich

---

<sup>9</sup> Leib und Körper sind nicht dasselbe, obwohl sie objektiv identisch sind. Der Leib ist aber nicht bloß Empfindung oder das Bewusstsein des eigenen Körpers, der aus Knochen, Muskeln, Nerven, usw. besteht. Der Unterschied zwischen dem leibhaft gegebenen und dem anatomisch-physikalisch bestehenden Körper zeigt sich in der Art, wie man den Leib beherrscht, zum Beispiel, beim Steigen steigen, Nieder setzten, usw. (vgl. Plessner 1982: 84f).

existieren. Der Leib bildet nach Plessner die Einheit „(...), *in welcher Körper und Seele ineinander verankert existieren*“ (Plessner 1980: 314).

Werden die Sinne auf den Leib bezogen, erscheinen sie als „*die Verbindungsarten, die Brücken zwischen Geist und Körperleib und damit zwischen Geist und körperlicher Welt*“ (Plessner 1980: 300). Damit gelingt es Plessner, die Sinnqualitäten als die „Anwendungsweisen“ (Plessner) geistiger Sinngebung auf Materie erscheinen zu lassen. Ein belebter Körper kann Wirkungen empfangen und ausüben; „sehen“ oder „greifen“, kann allein der Leib. Sehen, riechen, hören, schmecken und tasten sind Beziehungsweisen zwischen Umgebung und Leib (vgl. Plessner 1982: 80).

Generell informieren die Sinne, als Erkenntnisquellen, den Organismus über seine Umgebung und über ihn selbst (vgl., Plessner 1980: 321) und sind „*nur mit der Natur des Menschen solidarisch*“ (Simmel 1992: 284). Wie es Plessner ausdrückt: „*Für Ameisen gibt es Ameisendinge, für Libellen gibt es Libellendinge usw. für Menschen gibt es Menschendinge*“ (Plessner 1983: 164). „*Wir dürfen annehmen, daß für Tiere die Bedeutung der Sinne sich in ihrer Information erschöpft*“ (Plessner 1980: 326), aber nicht beim Menschen, wie Plessner formuliert. Sie sind Informationsquellen, auf die der Mensch angewiesen ist, aber der Mensch in seiner „exzentrischen Positionalität“ (Plessner): er kann zu sich selbst und Dingen auf Distanz gehen – er kann von sich absehen, abstrahieren, denken und wissen und so auf seine Glieder reflektieren – werden sehen, tasten, riechen, schmecken bewusst erlebt (vgl. Plessner 1980: 327).

Der Mensch empfängt sinnliche Erregungen, die er als geistige Persönlichkeit in seiner menschlichen Art verarbeitet: der Mensch sieht in seiner Sinneswahrnehmung einen Sinn, wenn er ihn nicht sieht, dann gibt er ihm Sinn (vgl. Plessner 1980: 332).

Die „Leibtheorie“ von Plessner einerseits und seine „Anthropologie der Sinne“ andererseits ermöglichen es, dass der Mensch, sowohl nach seinem grenzbezogenen Bauplan, als auch nach seinen geistigen Verhaltensweisen

verbunden wird. Der daraus entstandene Berührungspunkt von „Soziologie und Anthropologie der Sinne“ ermöglicht es der Kulturosoziologie, die Sinne zu thematisieren.

Ein erster Ansatz in einer kulturosoziologischen Thematisierung der Sinne findet sich bei Georg Simmel und fällt mit den Anfängen der „Lebensphilosophie“ zusammen. Simmel schreibt im Aufsatz: „Soziologie der Sinne“ (1907), dass das Pulsierende, das die Menschen miteinander verkettete, nicht nur sichtbar durch die großen Organisationsformen wird, sondern dass andere Verbindungsformen im *„fließenden, verfließenden Zustand bleiben“* (Simmel 1993: 277), aber trotzdem *„den Zusammenhang der Individuen zu gesellschaftlichem Dasein tragen“* (ebd.).

Simmel zeigt auf, dass *„(...) all die tausend, von Person zu Person spielenden, momentanen oder dauernden, bewußten oder unbewußten, vorüberfliegenden oder folgenreichen Beziehungen (...) knüpfen uns unaufhörlich zusammen“* (ebd.). Im gegenseitigen Anblicken, dass sie miteinander essen, *„(...) jenseits aller greifbaren Interessen, sympathisch und antipathisch berühren (...)“* (ebd.), sich für andere schmücken, werden Fäden gesponnen, durch neue ersetzt, alte entfernt, miteinander verwebt, und *„(...) die die ganze Zähigkeit und Elastizität, die ganze Buntheit und Einheitlichkeit dieses so deutlich und so rätselhaften Lebens der Gesellschaft tragen“* (ebd.).

Sein vordergründiges Interesse in Bezug auf die Sinne ist die „Leistungsdifferenz“ der Sinne für die vergesellschaftete Existenz darzulegen. Für das Zusammenleben in „verfeinerten Kulturen“ zeigt Simmel in seiner Abhandlung über „Die Großstädte und das Geistesleben“ (1903) auf, dass die sinnliche Wahrnehmung auf eine ganz andere psychologische Bedingung gestellt wird. In seinem Hauptwerk „Soziologie“ widmet er den Sinnen, das Kapitel „Exkurs über die Soziologie der Sinne“ (1908).

Dadurch nimmt Simmel den Ansatz sozio-historischer Auslegungsversuche von Norbert Elias in seinem erstmals 1939 veröffentlichten Werk *„Über den Prozeß der Zivilisation“* bereits ein Stück weit vorweg. Wie der Untertitel

„Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen“ des Buches verweist, umschließt Elias' Ansatz in der „Theorie der Zivilisation“ sowohl die gesellschaftliche Struktur als auch die individuelle Struktur. Das Bild der Menschen als Gesellschaften und das Bild vom Menschen als Individuum sind nicht zwei getrennt existierende Erscheinungen, sondern es handelt sich um zwei verschiedene Perspektiven auf die gleichen Menschen (vgl. Elias 1997a: 46). Das Werden von Persönlichkeitsstrukturen vollzieht sich nach Elias im unlösbaren Zusammenhang mit Gesellschaftsstrukturen (vgl. Elias 1997a: 22). Nach Elias, ist die Gesellschaft so zivilisiert, wie ihre Menschen. Wobei Zivilisation bei ihm nicht ein Zustand einer Gesellschaft ist mit Anfang und Ende, sondern ein Prozess in dem sich die Menschen befinden: ein Wandeln, Werden und Geworden sein (vgl. Elias 1997a: 21). Bei seiner Betrachtung handelt es sich daher nicht um eine Abstraktion von einem „*bloß Historischem*“ (vgl. Elias 1997a: 22) zu einem gegebenen Zeitpunkt, sondern um die strukturellen sozialen Beziehungen zwischen den Menschen, den sogenannten „Figurationen“ (Elias) interdependenter Individuen.

Der Mensch kommt nach Elias, nicht „zivilisiert“ auf die Welt, sondern was in einer Gesellschaft als „zivilisiert“ bezeichnet wird, wird innerhalb gesellschaftlich vermittelter Sozialisationsprozessen vom Einzelnen erlernt und umschließt die Sinneswahrnehmungen, die Kontrolle von Affekten und Impulsen, das Benehmen zum Beispiel bei Tisch, das Essen, das Zeitbewusstsein bis hin zu Formen des Denkens u.a.m. und zeigt das sozial Geformte am Menschen.

Zivilisation wird bei Elias als offener Prozess gedacht, der in die Zukunft verweist. In diesem Entwicklungsprozess ändert sich das Verhalten von Individuen und Sozialgruppen „*sie (die Menschen) werden „zivilisierter“ (vom Autor hervorgehoben) [...] ohne daß sich die Natur des Menschen wandelt*“ (Elias 1997a: 67f).

Der Mensch ist nicht nur naturgegeben oder künstlich, sondern er ist, wie Plessner hinweist, in seiner „*menschlichen Natürlichkeit künstlich*“ (Plessner 1980: 376) und muss „*(...) sich zu dem was er s c h o n i s t, e r s t (vom Autor hervorgehoben) machen*“ (Plessner 1975: 309).

Durch die „*exzentrische Positionalität*“ gelingt es Plessner, den alten Streit, ob der Mensch in seinem Wesen natürlich (Biologie) oder künstlich (Kulturwissenschaft) ist aufzuheben und wie er zeigt, sind beide miteinander verschränkt.

### **3. Überblick**

Nach dieser ersten Vorstellung des Themas und Einführung in die verwendete Literatur und zitierten Autoren wird im folgenden Kapitel die Geschichte des Tastsinns von der Antike über das Mittelalter dargelegt. Im 5. Kapitel wird auf den Zusammenhang Sinneswahrnehmung und Erkenntnisgewinn eingegangen. Mit der Frage, ob jede Sinneswahrnehmung durch ein Sinnesorgan repräsentiert wird, beschäftigt sich das 6. Kapitel. Die Verdrängung des Tastsinns aus dem öffentlichen Raum ist Thema des 7. Kapitels. Des Weiteren wird auf die „Zivilisationsgerätschaft“ (Elias) und einhergehend die Auswirkung auf den Tastsinn dargestellt. Der Tastsinn und die Gefühlseite der Sinneswahrnehmung werden im 8. Kapitel behandelt. Der Tastsinn als körperliche Berührung in Verbindung zum „Geschlechtssinn“ (Simmel) steht im Mittelpunkt des 9. Kapitels. Das 10. Kapitel unter dem Titel „Vom Berühren und berührt werden“ wird der Tastsinn in Verbindung mit der Körperwahrnehmung behandelt. Im 11. Kapitel wird am Beispiel der Großstadt, auf die Verfeinerung der Sinne eingegangen und somit der Bogen zu heute gespannt.

Zusammenfassung der Ergebnisse und der Ausblick auf mögliche und relevante kultursoziologische Forschungsansätze, im Bezug auf den Tastsinn, bilden den Ausklang.

## 4. Die frühe Geschichte des Tastsinns

In diesem Kapitel wird aufgezeigt, dass in der abendländischen (Geistes-) Geschichte immer wieder der Versuch gemacht wird, die Sinne nicht nur zahlenmäßig zu erfassen, sondern auch nach bestimmten Kriterien: Körperregion, Vorkommen: Mensch-Tiervergleich, Erregungsintensität und deren Nützlichkeit.

### 4.1 Die Antike

Erste Aufzeichnungen<sup>10</sup> über die Sinne, liefert die griechische Antike<sup>11</sup> und stehen mit den verschiedenen Wahrnehmungstheorien - oder modern ausgedrückt - mit den Erkenntnistheorien (vgl. Kleinspehn 1989: 43) von Philosophen und Medizinern in Verbindung. Die verwendeten Bezeichnungen für die Sinne „*idein*“ und „*nouein*“ werden sowohl für die Gesichtswahrnehmung, als auch für Erkenntnis und die Identifizierung von Gegenständen verwendet (vgl. Jütte 2000: 41).

Dies darf aber nicht verleiten, wie Plessner verweist, „(...), daß die Griechen *Augenmenschen gewesen sein sollen*“ (Plessner 1980: 335), denn sie verwendeten Metaphern aus dem Sehbereich, weil diese durchscheint und das Gesehene lässt, wie es ist. Diese „*Fernnähe*“ (ebd.) erfüllt das Ideal der Erkenntnis einer Sache an sich, einer ungetrübten „Wahr“-nehmung (vom Autor hervorgehoben) (ebd.). Eine differenzierte Bezeichnung: Sehsinn, Hörsinn, etc. kennen die antiken Philosophen nicht.

Der Tastsinn oder das Tastbare, griechisch „*haptikos*“ wird nicht als eigenständiger Sinn betrachtet, da sich, zum Beispiel die griechischen Atomisten die Sinnesorgane, als „Greifer<sup>12</sup>“ oder in der Art von „Taster“ vorstellen (vgl. Jütte 2000: 42). Die Sehstrahlen werden wie Hände gedacht,

---

<sup>10</sup> Erste Aufzeichnungen gehen bis zu Homer (8.Jhdt.v.u.Z) zurück (vgl. Jütte 2000: 41).

<sup>11</sup> Diese Arbeit bezieht sich nur auf die abendländische Geschichte der Sinne.

<sup>12</sup> Das griechische Wort „*pagamei*“ bedeutet ins Deutsche übersetzt: Handfläche oder Greifer (vgl. Jütte 2000: 42).

die die Objekte (be-) greifen. Der Tastsinn dient ihnen als Leitsinn und das Handgreifliche und Materielle daran als Modell für die Erkenntnisprozesse (vgl. Grunewald/ Beyer 2001: 17). Naturerkenntnis in der Antike ist ein „(...) *echtes Verständnis im Sinne des begreifenden Sehen* (...)“ (Plessner 1983: 102).

„*Der Mensch ist das vernünftige Tier, weil er Hände hat, so behauptet Anaxagoras (500-428)*“ (Grunewald/ Beyer 2001: 179). Demokrit (460-370 v.u.Z.), griechischer Philosoph und Begründer der atomistischen Schule bezeichnet die Sinneswahrnehmung von Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Getast, als „dunkle“ Erkenntnis und durch ein „*feineres Erkenntnisorgan*“ (Jütte) können die vermittelten Eindrücke geklärt werden (vgl. Jütte 2000: 43).

Die Überordnung des Geistes bei den Griechen über die leiblichen Sinne zeigt sich bereits bei Epicharmos (um 550-460 v.u.Z.), der ein Jahrhundert vor Platon augenfällig in einem Vers zusammenfasst: „*Verstand nur sieht, Verstand nur hört, das andere: taub und blind*“ (Diels/Kranz 1951/52, zit. nach Jütte 2000: 41). Für die Frage nach der Wahrheit ist die Abwertung der Sinne bei Platon (428/427-348/347 v.u.Z.) exemplarisch (vgl. Plessner 1980: 321).

Aristoteles (384-322 v.u.Z.) bricht mit der Vorstellung seiner Vorgänger von einem „*greifenden Sehen*“. Nach aristotelischer Auffassung ist jede Sinneswahrnehmung durch ihr Objekt bestimmt (vgl. Jütte: 2000: 48) und fügt das „Tastbare“ als eigenständigen Sinn hinzu. Da jeder Sinn durch ein Sinnesorgan dargestellt ist, nimmt Aristoteles für das „*Tastbare*“ das Herz (Fleisch) an (vgl.ebd.).

Die „*klassische*“ Rangordnung der Sinne, wie sie auch gegenwärtig noch besteht, beginnt mit Aristoteles (vgl. Jütte 2000: 73). Er legte nicht nur die Zahl fünf der Sinne fest, sondern teilte sie nach dem höchsten Erkenntniswert der Wahrnehmung in absteigender Reihenfolge ein: „*visus (Gesicht), auditus (Gehör), odoratus (Geruch), gustus (Geschmack), tactus (Tastgefühl)*“ (ebd.). Der Gesichtssinn, der Wahrnehmung aus der Ferne ermöglicht, entbindet den Mensch in seiner aufrechten Haltung von der schnüffelnden Bodennähe. „*In*

*der Familie der Sinne hat der Geruch<sup>13</sup>, (...) die Rechte des Erstgeborenen verloren“* (E. Strauss, zit. nach Plessner 1980: 334). Die Geschichte des Sehens verdeutlicht den hervorragenden Stellenwert, den der Sehsinn im menschlichen Gefüge über die Jahrhunderte in der westlichen Welt eingenommen hat und zeichnet seine etymologische Verbindung mit Wörtern der „Herrschaft“, „Erkenntnis“ und des „Wissens“ nach, die sich bereits bei Homer und Platon (vgl. Jütte 2000: 75) erkennen lassen.

Den Gegenpol zum Sehen bildet nach Aristoteles das Tasten. Den Sinn, den alle Lebewesen haben, Mensch und Tier, ist - nach Aristoteles - der Tastsinn. Er ist demnach dem Tierischen näher und erfüllt niedrigere Aufgaben und ermöglicht die Orientierung in der Umwelt. Wie er zum Beispiel die Nahrung, „*die Rettung des Seins*“ (Aristoteles 1998, zit. nach von Usar 2005: 58) benennt, wobei er den Geschmacksinn als eine besondere Form des Tastens bezeichnet (vgl. Jütte 2000: 51).

Auch ist für Aristoteles der Tastsinn der verdächtigste unter den Sinnen, da er durch die Lustempfindung Antrieb zu Ausschweifungen bietet. Er unterscheidet den Menschen nicht vom Tier, sondern zeigt, dass der Mensch Ähnlichkeit mit dem Tier hat (vgl. John 2001: 15).

Die Verbindung des Tastsinns in der „Nikothemischen Ethik“ (Aristoteles) mit der Liebeslust (vgl. Jütte 2000: 82) führt dazu, dass Übersetzer und Kommentatoren im Mittelalter den Tastsinn mit einschlägigen Bibelstellen in Verbindung brachten und der Tastsinn erhält den Vorwurf der Zuchtlosigkeit erhält. Diese gedankliche Verbindung des Tastsinns mit sündhaftem Tun, Wollust und ungebändigter Geschlechtstrieb wird vorherrschend (vgl. ebd.).

Da sich Aristoteles Wahrnehmungstheorie an den vier Elementen orientiert – Wasser, Feuer, Licht, Erde – steht der Tastsinn für Aristoteles in enger Beziehung zu den vier Elementen, da deren Qualitäten – warm, kalt, feucht, trocken tastbar sind (vgl. Jütte 2000: 52). Durch die Konnotation mit der „Mutter Erde oder Natur“ (vgl. Merchant 1994: 17) wird der Tastsinn zum

---

<sup>13</sup> Das Tasten, wie Plessner erklärend hinzufügt, nimmt Strauss aus (Plessner 1980: 334).



Symbol für: die Erde, „(...) *die Frau, die Materie das passive Prinzip (...)*“ (Merchant 1994: 28). „*Die aristotelische Philosophie (...) assoziiert (...) Aktivität mit dem männlichen Prinzip und Passivität mit dem weiblichen Prinzip [...] Auf das Gesellschaftliche bezogen, sieht Aristoteles den Grund für die Herrschaft des Mannes im Haus in einer Analogie: so, wie die Seele den Körper beherrscht, sollen Verstand und Entschlußkraft, die Charakteristika des Mannes, die sinnlichen Gelüste zügeln, die angeblich in den Frauen überwiegen*“ (Merchant 1994: 26).

Aristoteles' Einteilung der Sinne nach dem höchsten Erkenntniswert für die Wissenschaft: Auge, Ohr, Geruch, Geschmack und „Tastbare“ wird in weiterer Folge von der Mehrheit der Gelehrten nicht in Frage gestellt.

Wolfram Aichinger sieht in dieser kulturellen Hierarchisierung der Sinne, dass die Geschlechterordnung in dreifacher Hinsicht gestützt wird: „*Erstens galt das Denken als männlich, die Verhaftung im Sinnlichen dagegen als Teil weiblicher Geschlechtsnatur. Zweitens wurden die Sinne der Nähe, Riechen Schmecken und Tasten, weiblich markiert und damit auch bestimmte Praktiken. Der Blick der Herrschaft wurde männlich besetzt, der interaktive, behutsame und teilhabende Tastsinn dagegen der Frau zugeordnet*“ (Aichinger et al. 2003: 19). Die Kreativität der Frau wurde auf bestimmte Handarbeit im häuslichen Innenbereich verbunden. Das dritte Unterscheidungskriterium bezieht sich nach Aichinger auf einen typisch männlichen und einen minderwertigen, weiblichen Gebrauch. Männer benützen den Sehsinn für intellektuelle Anstrengungen, Frauen dagegen zur Befriedigung ihrer Putzsucht oder um sich im Spiegel zu betrachten (vgl. ebd.).

## **4.2 Das Mittelalter**

Die Lehre Aristoteles bleibt im Mittelalter bestehen, umstritten war jedoch, ob das Sinnesorgan ausschließlich ein passives Organ, wie bei Aristoteles`

„*Empfangstheorie*“ oder, ob zum Beispiel die ausgesendeten Lichtstrahlen des Auges vom Gegenstand zurückkehren, wie Platons „*Sendetheorie*“ aufzeigt (vgl. Kleinspehn 1989: 41). Entscheidend an all diesen theoretischen Ansätzen ist die Vorstellung, wie Kleinspehn anführt, dass über die Sinne etwas Materielles in den Körper eindringt und dieser etwas aussendet (vgl. Kleinspehn 1989: 42). Bis zur frühen Neuzeit wird der Körper zur Welt hin offen gedacht und kommt „(...) im „kosmischen“ (vom Autor hervorgehoben) menschlichen Leib zum Ausdruck“ (Kleinspehn 1989: 44).

Der Leib des Menschen im Mittelalter ist als Mikrokosmos Abbild des Makrokosmos und steht mit ihm in Wechselwirkung. Durch diese Vorstellung verschwimmt der Mensch mit seiner Umwelt; kein eigenständiges Individuum ist möglich. Der Mensch ist im gesamten Kosmos integriert und zugleich gefährdet und bedroht. Die Grenze zwischen innen und außen verschwimmt, eine körperliche Beziehung, eine der fünf Sinne (vgl. Kleinspehn 1989: 44).

Thomas von Aquin (1225/26-1274) übernimmt die Lehre Aristoteles, „(...) mit dem Gegenstand zugleich die Wahrnehmung des Gegenstandes selbst wahrzunehmen (...)“ (Plessner 1980: 386f). Für ihn steht „tactus“ allgemein für die menschliche Sinnlichkeit. Jedes Sinnesorgan ist für ihn folglich auch ein Tastorgan (vgl. Jütte 2000: 82). Für Aquin erfolgt beim Sehen eine geistige Veränderung, eine körperlose. Der ins Auge fallende Lichtstrahl verändert das Körperliche nicht, während beim Tastsinn eine materielle Übertragung stattfindet, wofür der Mensch mit seinem „weichen Fleisch“ empfänglicher ist (vgl. Jütte 2000: 62). Er differenziert die Sinne in spirituelle Sinne: Auge und Ohr und körperliche Sinne: Geschmack, Geruch und Tasten (vgl. Jütte 2000: 63).

In dieser Vorstellung dringen Strahlen in den Körper und dieser sendet Elemente aus, die sowohl Bilder aufnehmen, als auch zerstörerisch wirken können. Mit Metaphern und Sinnbildern werden die Sinne zu Wegen, Fenstern, Toren, Boten, Führern, Räubern, Verführern (vgl. Jütte 2000: 84ff) durch die Sünde in die Seele eindringt. Die Vorstellung, dass die Sinnesorgane die Pforten der Seele und damit auch Einfallstore der Sünde

sind, hat im Sakrament der Krankensalbung bis heute in der katholischen Seelsorge überlebt (vgl. Jütte 2000: 118f).

Der „kosmisch“ menschliche Leib wird nach dieser Vorstellung von außen bedroht und gefährdet, da der Aberglaube besteht, dass von äußeren Gegenständen eine magische Kraft in den Menschen strömt. Das Bild entsteht, dass Berührungen<sup>14</sup> den Menschen bannen, lähmen oder in verschiedenen Weisen beeinträchtigen können. Das Alltagsleben im Mittelalter zeigt sich als *„(...) eine Kultur der Gestik (...) in der sich das magische Denken als Denken in Symbolen abspielt“* (Borst, 1983: 23, zit. nach: Kleinspehn 1989: 43).

In der darstellenden Kunst wird der Tastsinn oft durch Schmerz-Szenen dargestellt: Beißen, Schlagen, etc. um Abschreckung zu erwirken (vgl. Jütte 2000: 114f). Die symbolische Darstellung steht für mehr; es macht die Frage nach der Wirklichkeit unwichtig. Die Visionen und die inneren Bilder gelten genauso als wahr wie die äußere Natur und werden aus einem göttlichen System heraus verstanden (vgl. Kleinspehn 1989: 43). Diese Vorstellung zeigt sich als „animistischer Glaube“ (Veblen 2007: 267), wobei die innewohnende Macht günstig gestimmt, betrogen oder ihr geschmeichelt werden kann (vgl. ebd.). Schutz ermöglichen Amulett, Talisman, Glücksbringer oder Maskottchen. Das Ritual dient zu dieser Zeit als Grenzerprobung (vgl. Kleinspehn 1989: 44).

Für Elias neigte der Mensch in früheren Zeiten zu einem höheren emotionalen Engagement gegenüber Menschen und nicht-menschlichen Objekten (vgl. Elias 2003: 108), die als Bedrohung gesehen werden. In dieser *„(...) pantheistischen Allbeseelung und Weltverlebendigung (...)“*, sieht Plessner, *„(...) eine Flucht in die Kindheit“* (Plessner 1975: 301), die auch den toten

---

<sup>14</sup> Das deutsche Wort „Kontakt“, „Berührung“ leitet sich aus dem lateinischen Wort „contactus“ ab und bedeutet „Ansteckung“, „verderblicher Einfluss“. „contactus“ entstammt dem lateinischen Ursprungswort „contingo“ und bezeichnet: „berühren, anrühren, erfassen, ergreifen, kosten, erreichen, treffen, anstoßen; in Verwandtschaft, Beziehung, Berührung stehen; verunreinigt, womit behaftet, beladen sein“ (Der kleine Stowasser 1987: 105 und 107).

Dingen eine Lebendigkeit zuspricht. „*Erst der Ernüchterungsprozeß durch die Verstandeskultur bringt den Menschen zum Bewußtsein toter Dinge*“ (ebd.). Diese Mythen und Aberglauben zeigen sich in der Volkskultur als Aberglaube bis in die heutige Zeit.

Elias formuliert, „*die Art und Weise, in der einzelne Mitglieder einer Gruppe erleben, was immer ihre Sinne affiziert, die Bedeutung, die sie ihrer Wahrnehmung beilegen, ist vom Stand des Wissens und damit auch der Begriffsbildung abhängig, den ihre Gesellschaft jeweils im Laufe ihrer Entwicklung erreicht hat*“ (Elias 2003: 109f).

## **5. Sinneswahrnehmung und Erkenntnisgewinnung**

In diesem Abschnitt wird der Frage nachgegangen in welchen Zusammenhang stehen Sinneswahrnehmung und Erkenntnisgewinn.

Für Elias ist der Aufbau der „Machtapparatur“ (Elias 1997b: 392) die Voraussetzung für das unautoritäre, individuell selbständigere Denken (vgl. Elias 1997b: 392). Das freiere oder individuellere Denken wäre sonst, wie Elias es formuliert ein „Wagnis“ (ebd.). Sich selbst als denkendes Wesen bewusst zu werden und über sich selbst als denkendes Wesen nachzudenken, findet sich bereits in einigen philosophischen Schulen der Antike (vgl. Elias 1997a: 57) und zeigt die wesensgemäße Struktur des Menschen: die „exzentrische Positionalität“ (Plessner): „*(...) sich im Denken von sich selbst zu distanzieren*“ (Elias 1997a: 60) und immer neue Reflexionen auf sich selber und seine Reflexionen zu machen (vgl. Plessner 1975: 300).

Der reflektierende Mensch, stellt sich die Frage nach der Abbildungstreue der Wahrnehmung und der Relevanz für das Erkennen. Für die Frage nach der Wahrheit, schreibt Plessner, ist die Abwertung der Sinne schon bei Platon exemplarisch (vgl. Plessner 1980: 321).

Mit der allmählichen Auflösung der alten Machtstrukturen, der römisch katholischen Kirche, wird es dem Menschen möglich, *„(...) sich selbst und seinen Körper als etwas wahr(-zunehmen), das gegenüber Anderen eigenständig ist“* (Kleinspehn 1989: 66f).

René Descartes' (1596-1650) Suche nach der absoluten Wahrheit, stellt sich die Frage: in welcher Beziehung die sinnliche Wahrnehmung zur Erkenntnisgewinnung steht (vgl. Kleinspehn 1989: 169). Der „zweifelder Blick“ Descartes' bezieht sich auf die umgebenden Objekte, alle Sinneswahrnehmungen und den eigenen Körper. Alles kann für ihn Täuschung sein, außer er, der denkt: *„Ich denke. Ich bin: „Ego sum, ego existo“<sup>15</sup>* (vom Autor hervorgehoben) (Descartes 1641, Meditatio II, Abs. 3, zit. nach von Uslar 2005: 91). Somit macht der Geist, die „cogitatio“, das ganze „Ich“ aus.

Mit der Auffassung von Descartes, die Welt zerfiele dichotomisch in eine „res extensa“ (Körper und Dinge) und in eine „res cogitans“ (Geist), erfassen nicht mehr die Sinne die ausgedehnte Wirklichkeit, sondern das Denken erfasst das Bleibende, die Substanz der Dinge (vgl. von Uslar 2005: 96). *„Sinnesempfindung ist daher nur die subjektive Erfahrung einer lokalen Bewegung durch das Gehirn“* (Merchant 1987: 210). Die Sinnqualitäten werden, schreibt Plessner, bei dieser Betrachtung nur in ihrem subjektiven Wert betont und sind Produkte der Seele (vgl. Plessner 1975: 39), die sich irren und täuschen können. Descartes lässt für den Erkenntnisgewinn alleine die geistige Leistungsfähigkeit zu, dies führt dazu, wie Kleinspehn hervor hebt, dass der Körper und *„(...), dessen Affekte und Sinne kontrolliert werden müssen“* (vgl. Kleinspehn 1989: 152). Merkmale sind: das isolierte Sehen aus Distanz, ohne Tastsinn (vgl. Kleinspehn 1989: 120).

Der Sehsinn mit seiner Affinität zur Abstraktion bedeutet, schreibt Plessner, zunehmende *„(...) Distanz des Subjekts vom Gegenstand, d.h. im Fortgang der kontemplativen Haltung von der Empfindung zur Wahrnehmung,*

---

<sup>15</sup> Plessner verweist, dass auf Descartes die Entdeckung des Bewusstseins zurück geht (vgl. Plessner 1980: 321).

*Vorstellung (...) zur Abstraktion (...)*“ (Plessner 1980: 75). Das Sehen aus nah und fern ermöglicht einen objektlosen oder körperlosen Kontakt (vgl. Kleinspehn 1989: 71). Die spezifische Form des Wissens in der Moderne ist somit Abstraktion und Lösung von der gelebten Erfahrung (vgl. Kleinspehn 1989: 153). Der Körper und die Sinne erscheinen als überflüssig (vgl. Kleinspehn 1989: 53).

Der Siegeszug der Naturwissenschaften wird, nach Kleinspehn, unter der Distanzierung vom „lebendigen“ Greifbaren vollzogen. Ohne direkten Kontakt werden Natur und Mensch im Experiment erforscht; dies bedeutet die Trennung vom Lebendigen und die Ausgrenzung der Sinnlichkeit. Es bringt das Geheimnisvolle mit sich; dadurch wird die Neugier geschärft, das Innere des Menschen und der Natur zu erforschen. Immer mehr Instrumente und Geräte: Pinzette, Skalpell, Mikroskop, Vergrößerungsglas, Röntgen, Ultraschall, etc. drängen sich zwischen Menschen und Mensch und Umwelt. Durch die moderne Form des Wissens ist eine Vergleichbarkeit der Dinge ohne konkreten Bezug der Wirklichkeit möglich (vgl. Kleinspehn 1989: 152).

Durch die Sinne kann, nach Plessner, nicht Objektivität erlangt werden, weil sie durch ihren psychischen Charakter eine individuelle variable Größe sind. Erkenntnis ist ein „Fabrikationsprodukt“ aus dem Denkprozess und dem Wahrnehmungsprozess. Der letztere liefert durch die Sinnesorgane den Stoff, der erstere ruht auf den Funktionen des Verstandes, der Vernunft, der Urteilsfähigkeit (vgl. Plessner 1980: 35). Urteile können gefällt werden auf Grund des Intellektes, *„(...) nie auf Grund der Sinnesorganisation (...)“* (Plessner 1980: 41), ansonsten müssten den Tauben und Blinden die Intelligenz abgesprochen werden. Intelligenz ist eine variable Größe, die verschieden angelegt ist (vgl. ebd.).

Die Sinne sind für die Erkenntnisgewinnung, nach Plessner, die „Stofflieferanten“, um Information über die irdische Welt zu erhalten, denn wie Plessner anführt, würde es ohne Sinneswahrnehmung, die Qualität des

Lichtes, des Schalles, des Geruchs, des Geschmacks und des Weichen, des Harten, usw. für den Menschen nicht geben. Nach Plessner würde die Welt, wie sie aussieht, anhört, riecht, schmeckt und sich anfühlt für den Menschen verschlossen bleiben (vgl. Plessner 1980: 23ff). *„Was wir von dieser Welt wissen, haben wir aus Empfindungen unserer Sinne“* (Plessner 1980: 25).

## 5.1 Vom Begreifen und Einsehen

In der europäischen Geistesgeschichte wird dem Sehen immer wieder kognitive Eigenschaften zugeschrieben. Sehen und Tasten haben dieselbe Sprachwurzel, wie „erkennen und begreifen“, zeigen.

Das Sehen mit seiner Fähigkeit zur raumüberspringenden Abstraktion, über das sinnlich Nächste hinaus zu empfinden, setzt eine intellektuelle Entwicklung voraus.

Die Entwicklung zur Abstraktion vollzieht sich, nach Simmel, in Stadien (vgl. Simmel 1995: 156). Ein Kennzeichen, dass die raumüberspringende Abstraktion noch nicht entwickelt ist, sieht Simmel darin, dass die Kinder *„(...) noch nicht zwischen dem Ich und seiner Umgebung recht unterscheiden“* (ebd.). *„(...) der Mangel des Ichs beim Kinde (...) wird (...) den Objekten kein Für-sich-Sein zuerkannt, der naive Egoismus des Kindes (...) will alles Begehrte – und er begehrt fast alles, was ihm sinnlich nahe kommt (...) sich aneignen (...)“* (ebd.).

Eine strukturelle Affinität zwischen sehen – erkennen aus nah und fern, über einen Abstand hinweg – und tasten – berühren in absoluter Nähe – zeigt sich, wenn die Synonyme „einsehen“ und „begreifen“ verwendet werden, sie *„sind Metaphern für die selbe Sache“* (Plessner 1980: 343).

Kinder haben noch nicht die Vorstellung, wie sich die Umwelt anfühlt, riecht und schmeckt. Sie lieben es nach allem, was ihnen gefällt, mit ihren Händen

zu berühren, sie wollen ihre Umwelt, in der sie Leben kennenlernen. Kinder erlangen Erkenntnis über ihrer Umwelt und über sich selbst, indem sie sie be- „greifen“. Kinder greifen, fühlen, schlagen, reißen, drücken, etc. und eignen sich die Eigenschaften ihrer Umgebung an: den Widerstand, das Harte, das Weiche, das Nachgiebige, das Greifbare. Die kindliche Umwelt besteht aus Zustandsveränderungen, das heißt der Tastsinn als „Zustandssinn“ (Plessner 1980) ist für Kinder von Bedeutung und gibt Sicherheit über den eigenen Körper und die Körpertätigkeit. Dadurch wird der Zweifel an der Außenwelt und über sich selber ausgeschlossen. Kleinspehn schreibt in Anlehnung an Grunberger, *„der Umgang mit der Objektwelt wird durch den sensorischen Apparat gewährleistet“* (Grunberger 1976: 152, zit. nach Kleinspehn 1989: 312). Erste Lernprozesse vollziehen sich über den „Zustandssinn“ (Plessner 1980), den Tastsinn. Dies geht oft so weit, dass das Kind Dinge in den Mund steckt, kostet und hin und wieder sogar verschluckt. Kinder „einverleiben“ (Barölius 1999) sich regelrecht ihre Umwelt. Sie formen sich ein innerliches Bild von der Welt, in der sie leben.

Dieses innere Bild von Objekten kann in der Phase, in der das Kind die ersten Worte spricht, zurückgegriffen und versprachlicht werden. Inwieweit der Tastsinn in der Kindheit zur Entwicklung oder zur Sprachförderung dienlich ist, hat Piaget untersucht und ist zum Ergebnis gekommen, dass Sprache sich aus den sensomotorischen Operationen ableitet, die das Kind in den Interaktionen mit seiner physischen Welt aufbaut (vgl. Kiese-Himmel 2001: 116). Mit den ersten nachgesprochenen Worten beginnt *„die Versachlichung des Umfeldes (...) und setzt sich am Leitfaden der wachsenden sprachlichen Artikulation fort“* (Plessner 1983: 182).

Erfahrungen, die das Kind über den Tastsinn gemacht hat, können in einer späteren Phase durch das Auge ersetzt werden. Plessner führt aus, *„wie Auge und Ohr ist die Hand nicht immer Vorposten der Erkenntnis“* (vom Autor hervorgehoben)“ (Plessner 1980: 334). Die Selbstempfindung des Leibes



zwingt den Menschen zur Wahrnehmung und Abschätzung von Distanzen (vgl. Plessner 1980: 369).

Elias erkennt, dass Kinder es lieben mit den Händen nach Dingen zu greifen, und setzt fort, *„diese Gier [...] spontan nach etwas zu greifen, was er (das Kind) begehrt, was er (das Kind) liebt oder haßt [...], zu korrigieren und es zu belehren, „(...), das was sie (es) sehen (sieht), lediglich mit den Augen zu berühren“* (Elias 1997a: 373). Wenn der „sensorische Apparat“ auf das Visuelle reduziert wird, zeigt sich dies manchmal, wie Kleinspehn erwähnt, durch eine bereits im Kindesalter angelegte voyeuristische Neigung (vgl. Kleinspehn 1989: 312). Die historische Linguistik zeigt auf, dass *„(...) eine allen indogermanischen Sprachen gemeinsame Sinnesmetapher unsere Erkenntnistheorie durchzieht, (...) „Verstehen ist Sehen“ (vom Autor hervorgehoben) (...)*“ (Kimmel 2003: 55f).

Eine Verwandlung von einer aktiven Greifeshlust in eine passive, gesittete Lust am Zusehen (vgl. ebd.). Kinderbücher mit angreifbaren Materialien, wie das Fell eines Hundes, Bären oder mit einem bellenden Hund, einem quakenden Frosch, usw. erfreuen sich steigender Beliebtheit, sind aber Trennung von der gelebten Erfahrung.

Heute im Zeitalter des Computers verschwindet das Körperliche zugunsten eines Bildes, das die Grenze zwischen imaginären und wirklichen verschwimmen lässt (vgl. Kleinspehn 1989: 308). Wie viel Erkenntnis über seine Umwelt und sich selbst besteht noch, wenn bei Computerlernprogrammen sich die Zustandsveränderungen auf einen Mausklick zusammenziehen? Elias bemerkt, *„(...) die geschlossene Persönlichkeit des homo philosophicus, der nie ein Kind war, nimmt (...) scheinbar einfach dadurch wahr, daß er die Augen aufmacht“* (Elias 1997a: 50f).

Hermann Hesse schreibt in seiner Autobiographie: *„Zum Glück hatte ich das fürs Leben Wichtige und Wertvollste schon vor dem Beginn der Schuljahre*

*gelernt: Ich hatte wache, zarte und feine Sinne, auf die ich mich verlassen und aus denen ich viel Genuß ziehen konnte, und (...) die (...) Sinnlichkeit, (...), (ist) mir stets treu geblieben und spielt in meine Gedankenwelt, auch wo sie abstrakt scheint, lebendig mit hinein. Ich hatte also ein gewisses Rüstzeug fürs Leben, (...)*“ ([www.hermann-hesse.de](http://www.hermann-hesse.de)).

Wenn das Bewusstsein für die raumüberspringende Abstraktion noch nicht reif ist, entstehen Spannungen zwischen Erwachsenen und Kindern, wie sich im Moment bei der „Erkenntnis“-vermittlung in Schule und Vorschuleinrichtungen zeigt.

Die neue Form der Erkenntnisgewinnung, wie aufgezeigt wurde, brachte in Kleinspehns Worten, eine Trennung von Wissen und Leben (Kleinspehn 1989:71).

## **6. Die Funktionalisierung der Sinne**

In der Vorstellung, dass jede Sinneswahrnehmung durch ein Sinnesorgan repräsentiert wird, stiftet Verwirrung und es herrscht noch immer Diskrepanz darüber, welches Sinnesorgan den Tastsinn verkörpert. In diesem Kapitel wird der Frage nachgegangen: ist die Hand das Sinnesorgan des Tastsinns? Um Erklärungen zu finden, wird zuerst ein Blick auf den geschichtlichen Werdegang gemacht.

Carolyn Merchant schreibt in ihrem Buch „Tod der Natur“ (1994), „*vor dem Hintergrund des Zusammenbruchs der Ordnung in Gesellschaft, Religion und Kosmologie um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert (...)*“ (Merchant 1994: 193f) verwandeln die Mechanisten „den lebendigen Leib“ (Plessner) zu „*(...) einen Mechanismus aus träger Materie (...) und ersetzen die Wechselwirkung von Sympathie und Antipathie durch bewirkende Ursachen*“ (ebd.: 195). Die Mechanisten verwerfen, wie Merchant verweist, die alten unsicheren und unvorhersagbaren vitalistischen und animistischen Ideen und setzen an diese

Stelle Selbstkontrolle, Mäßigung, vernünftiges Urteil und souveränes Recht, die mit ihren Grundprinzipien Ordnung, Kontrolle und Manipulation vereinbar waren (vgl. Merchant 1994: 195f). Ordnung, schreibt Merchant, wird neu definiert: *„voraussagbares Verhalten jedes einzelnen Teils in einem rational determinierten System von Gesetzen“* (ebd.: 192).

Mit der Vorstellung eines mechanischen Ablaufs der Natur bildet sich, wie Kleinspehn aufzeigt, *„(...) auch eine andere Auffassung vom Menschen selbst heraus“* (Kleinspehn 1989: 214). Körper und Natur werden als geometrische Objekte verstanden, die sich durch ihre physikalische Messbarkeit und Objektivierbarkeit auszeichnen, sie werden zu „Maschinen“. Die mechanische Idee vom Menschen als „Maschine“<sup>16</sup> steht mit Descartes` Trennung von Körper und Seele in Verbindung (vgl. Kleinspehn 1989: 152).

In dieser Anschauung kann der Mensch nicht nur in seine Einzelteile zerlegt werden, sondern es ist auch der Gedanke verankert, dass der Mensch nachgebaut werden kann. Der Wissenschaftler ist omnipotent, der heutige Wissenschaftler hat selbst die schöpferische Funktion eingenommen (vgl. Keller 1986: 50). Das Bild vom Menschen wird gottähnlich, seinem Handeln sind keine Grenzen gesetzt und, wenn er will, kann er alles beherrschen.

In der dualistischen Weltauffassung ist *„sinnliche Wahrnehmung (...) fortan nur als Vorgang einzelner, in sich selbständiger Sinne denkbar. Wesentlichen Anteil an dieser Veränderung hat die vor allem von Descartes propagierte Auffassung des Auges als isoliertes Organ, das in sich abgeschlossen ist“* (Kleinspehn 1989: 83). „tactus“ wird eindeutig mit der Hand verbunden (John 2001: 15).

Durch die veränderte Vorstellung des Menschen selbst, sieht, hört, tastet nicht mehr der menschliche Leib, sondern ein Körperteil: das Auge, das Ohr, die Hand. In dieser Auffassung ist die Welt für den Erlebenden in den Sinnen gegeben, schreibt Plessner, *“(...) als Farbenwelt im Auge, als Tonwelt im Ohr,*

---

<sup>16</sup> Dass Descartes den Mensch als Maschine sieht, wird durch William Harvey 1628, der den Blutkreislauf entdeckt, und das Herz als Pumpe vergleicht, beeinflusst (vgl. Merchant 1994: 169).

*als Tastwelt an der Oberfläche seines Leibes und seiner Gliedmaßen“* (Plessner 1980: 25).

Mit der Aufteilung des Menschen in „Seinsklassen“ (Plessner 1980: 273) haben die Sinne nur mehr eine reine körperliche, mechanische Funktion (Jütte 2000: 141). Kleinspehn spricht in diesem Zusammenhang von der Funktionalisierung des Körpers und der Sinne (vgl. Kleinspehn 1989: 53).

*„(...) dass die Sinne Organe (vom Autor hervorgehoben) sind, körperliche Werkzeuge (...)“* (Plessner 1980: 325) und deren Empfindungen und Wahrnehmungen in Abhängigkeit mit der Funktionsfähigkeit ihrer entsprechenden Organe stehen, daran lässt sich nicht zweifeln (vgl. Plessner 1980: 321).

Doch, wie kommt es zur Verbindung von Innen- und Außenwelt, wenn nur physiologische Erregungen an den Sinnenflächen und in den zentralen Nervenorganen, physikalische Veränderungen der Materie als Reize dieser Erregungen existieren?

Plessner beantwortet die Frage: die *„Sinne und Sinneswahrnehmung verlangen eine Verbindung von Innensicht und Außensicht (...)“* (Plessner 1980: 325) *„den lebendigen Leib“*, den die Cartesianische Philosophie nicht anerkennt (ebd.: 326).

Der Leib als Verbindung, wie Plessner schreibt, zwischen Körper und Geist (Plessner 1980: 300).

Durch die Aufteilung des Menschen in „Geist“ und „Körper“, werden die körperlichen Sinne Gegenstand der naturwissenschaftlichen Forschung, die die Sinnesquantitäten, wie Reizstärken untersucht.

Plessner präzisiert in seinem Werk *„Die Stufen des Organischen“* (1975) sein Bestreben: *„Wogegen sich eine anticartesianische Bewegung richten muß, ist die Identifizierung von Körperlichkeit und Ausdehnung, physischen Dasein und Meßbarkeit, die es verschuldet hat, daß wir für die meßfremden Eigenschaften der körperlichen Natur blind geworden sind. So daß wir so weit gehen konnten, die Naturwissenschaften nicht für die einzig möglichen Erkenntnisweisen der Natur, sondern die Natur geradezu für das Ergebnis der*

*Naturwissenschaft, für die Methodenprodukte zu halten (...)*“ (Plessner 1975: 42).

Ein Kennzeichen der Funktionalisierung der Sinne ist, dass sie mit den Richtlinien von *„Kontrolle und Manipulation“* (Merchant 1994: 195f) vereinbar sind.

Wie wirkt sich die Funktionalisierung der Sinne auf den Tastsinn aus? Diese Frage wird im nächsten Kapitel behandelt.

## **6.1 Funktionalisierung des Tastsinns**

In der Vorstellung, dass der Körper und im speziellen die Sinne eine Funktion haben, schwingt im heutigen Wort „Organismus“<sup>17</sup> noch nach.

Mit der Funktionalisierung der Sinne, wird der Tastsinn auf die Hand bezogen, die Hand wird funktional, erfüllt einen Zweck.

Die Hand erhält, wie Plessner aufzeigt, durch die aufrechte Haltung des Menschen eine größer „Selbstständigkeit“ eine breitere Modifikation, sie ist *„(...) Arbeitshand, Sinnesorgan und Organ des Kontaktes“* (Plessner 1980: 334).

Durch das Frei werden des Auge-Hand-Feldes, das sich optisch-motorisch-taktil äußert, wird die Hand zum angewachsenen Werkzeug *„par excellence“* (Plessner 1983: 171).

Der menschliche Körper ist, nach Plessner, *„(...) zum Gehen, zur Handarbeit durch seine aufrechte Haltung zweckmäßig eingerichtet“* (Plessner 1980: 69). Die Hand vollzieht eine handwerkliche Tätigkeit, sie ist eine sinnerfüllende Bewegung, hat Funktionswert. „Hand“-Arbeit (Merchant 1994: 102) wird durch Üben der Hände (vgl. ebd.) erlernt. Motorische Leistungen: Handeln, variables Gestalten fordern eine vom Individuum „intelligente“ Verarbeitung von Erfahrungen, die im sozialen Kontakt erlernt werden (vgl. Plessner 1980: 375).

---

<sup>17</sup> Die griechische Bezeichnung „soma organikon“ heißt: „werkzeughafter Körper“ (vgl. von Uslar 2005: 49).

Das Tasten, Inbegriff der Nähe und Distanzlosigkeit, eignet sich, wie Plessner schreibt, „(...) zur Kooperation mit dem Sehen, besonders wenn es um Fragen dinglicher Realität geht, bei welchen Kontrollen im Interesse der Praxis verlangt sind“ (Plessner 1980: 335).

„Die Überbewertung des Auge-Hand-Feldes, der die Philosophie des Pragmatismus Vorschub leistet und die ihre Wurzeln in der technischen Gesellschaft hat, ist (...) in deren Erfolgen motiviert“ (Plessner 1980: 343).

Der Körperleib des Menschen ist nicht nur zweckmäßig, sondern sein Triebleben geht weit über die Zweckmäßigkeit hinaus. Die Sinne haben, wie Plessner anführt, keinen Zweck zu erfüllen, sondern sie informieren ein psychophysisches Individuum über die Begebenheiten in der Natur und über seine eigenen körperlichen Zustände (vgl. Plessner 1980: 298).

Wird der Tastsinn auf die Hand bezogen, verliert er - solange die Menschen handwerklich tätig sind - wenig an Bedeutung (vgl. Schönhammer 2001: 151). Die Drehbank hat nach Karl Marx die menschliche Arbeitshand ersetzt (vgl. Jütte 2003: 208), dadurch tritt die Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine in den Vordergrund. Die Hand wird vom Greiforgan zum „Bedienungsorgan“ für Schalter, Drücker, Taste, Knopf und anderes, zum abstrakten Zeichen von „Handlichkeit“ (vgl. Baudrillard 1974, zit. nach Jütte 2000: 256). Der Bedeutungsverlust der Hand in der industriellen Herstellung bezieht sich somit auf die Arbeitshand.

Die Hand als Arbeitsorgan könnte nach Plessner's Leibtheorie als ausführendes Organ einer sinnerfüllten Tätigkeit bezeichnet werden. Nach Plessner bedient sich der Mensch seines Leibes, zum Beispiel als Greiforgan und greift in seine Haltung ein, um die Hand „(...) in eine bestimmte Richtung zu bringen“ (Plessner 1982: 84f). Plessner schreibt, der Mensch „ist Leib“, und „hat Körper“ und ist nicht als biologische Angelegenheit abzutun, sondern ist von elementarer und kultivierbarer Bedeutung (vgl. Plessner 1980: 383). „Von der schauspielerischen und tänzerischen Verkörperung bis zur verhüllend-

*enthüllenden Betonung durch Anzug und Schmuck, von den Eß- und Trinksitten bis zu den Konzentrationstechniken der Selbstbeherrschung und Entkörperung, vom simpelsten Spiel bis zum spezialisierten Sport (...)“* (Plessner 1980: 383) zeigt sich „*ein Verhalten der Verkörperung und zur Verkörperung, ein in Handlung, Sprache und Gestaltung Körper gewinnendes Verhalten zu ihm und seinen Gegenständen*“ (ebd.). Der Mensch bedient sich seines Leibes, den er als Körper beherrscht. Das heißt, dass sich im Laufe der Zivilisierung des Menschen im Sinne von Sozialisierung, der „Leibkörper“ (Plessner) des Menschen formt. Der Mensch „hat Körper“, mit dem er den anderen ähnlich ist und „ist Leib“ durch den er sich von anderen unterscheidet. Körper und Leib sind nicht getrennt oder identisch zu denken, sondern nach Plessner „verschränkt“ (vgl. Plessner 1980: 368).

Die wahrnehmende Hand ist ohne Zweifel durch ihre Beweglichkeit für den Menschen in seiner aufrechten Haltung von Bedeutung. Doch der Tastsinn ist, wie Plessner präzisiert, ist nicht nur an „*Gliedmaßen*“ (Plessner 1980: 25) oder „*an der Oberfläche seines Leibes*“ (ebd.), der Haut gebunden. An der Haut wird nach Plessner die Temperatur wahrgenommen. Das Temperaturempfinden ist unabhängig vom Tastsinn (vgl. Plessner 1980: 336). Die Haut ist nach Plessner, das Grenzorgan, sie grenzt den Menschen von seiner Mitwelt ab und ermöglicht, dass der Mensch seinen eigenen „*Körperleib*“ (Plessner 1980: 299) hat. Die Haut gehört noch als Teil der körperlichen Existenz zum Menschen (vgl. Plessner 1975: 157).

Durch den Tastsinn, wie Plessner hervorhebt, wird „*(...) an den Sinnesflächen des eigenen Leibes* (vom Autor hervorgehoben) (...)“ (Plessner 1980: 273,) „teilweise“ (ebd.) der fremde Zustand und die Vergegenwärtigung des eigenen Körpers bewusst (vgl. ebd.). In der puren Vergegenwärtigung des Seins im Erleben, sieht Plessner, die Modalität des Tastsinns (vgl. Plessner 1980: 285). Dass der Tastsinn sich nicht nur auf die Hand bezieht, sondern sich auf den „Körperleib“ (Plessner) erstreckt, wird gespürt: während der Gegenstand mit der Hand umfasst oder mit dem Fuß berührt wird – Lokalisierung in einem Körperteil, spüre „ich“ mich als ganzes Individuum, als Leib. Beim Schmerz

wird dies besonders deutlich, der Schmerz im Fuß – lokalisierbar im Teil – verspürt das Individuum als „Ganzes“ den Schmerz. Dies zeigt sich auch beim Sitzen, Liegen, Anlehnen, etc. auf hartem, weichem, wackeligem oder auf sicherem Untergrund.

Der Tastsinn bezieht sich somit auf die „Einheit Leib“ (Plessner 1980) und umschließt dadurch auch die Hand.

In weiterer Folge wird der Frage nachgegangen, welche gesellschaftlichen Veränderungen führten dazu, dass der Tastsinn aus der Öffentlichkeit verdrängt wird?

## **7. „Vom Sehen und Gesehen werden“**

Den Zivilisationsprozess beschreibt Norbert Elias, als einen Prozess, der allmählichen Beschränkung des Tastsinns in der Öffentlichkeit.

Die Verdrängung des Tastsinns aus dem öffentlichen Raum, sieht Elias, einhergehend mit dem Wandel der Gesellschaftsstruktur. Die Gesellschaftsstruktur selbst bildet die Voraussetzung für die Verbreitung und Umlagerung der Affekte und Verhaltensweisen, die ein Vorrücken der Peinlichkeitsschwelle möglich und erforderlich macht (vgl. Elias 1997a: 247f).

Elias merkt an, dass durch die allmähliche Auflösung der alten Machtstrukturen der (ritterlichen-) Feudalgesellschaft und der katholischen Kirche, „(...) *Individuen verschiedener Herkunft durcheinandergewirbelt* (...)“ (Elias 1997a: 295) wurden.

Kleinspehn führt aus, indem Macht und Ansehen nicht mehr auf den ererbten Vorrecht besteht, „(...) *sondern auf wirtschaftlichen Erfolg basiert* (...)“ (Kleinspehn 1989: 30), werden Aussehen: Kleidung und Benehmen zu „*Distinktionsmittel*“ (Elias 1997a: 258). Die Bedeutungszunahmen von Aussehen und Benehmen begründet Elias, dass aus Angst vor Prestigeverlust oder vor der Minderung des gesellschaftlichen Prestiges ein Kampf entsteht,



gegen das Verwischen der sozialen Unterscheidungen (vgl. Elias 1997b: 376f). Die Kleidung untermauert das gute Benehmen und macht Hierarchien in der Öffentlichkeit sichtbar.

Denn wie Kleinspehn schreibt, mit dem Beginn der Visualisierung (vgl. Kleinspehn 1989: 40) der Wahrnehmung, wird die Zuordnung zu Klassen am Bild, das man selbst abgibt, bestimmt. *„Der Blick wird“*, nach Kleinspehn, *„ordnender Faktor“* (Kleinspehn 1989: 91) und tritt ins Spannungsfeld zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. Die Darstellung in der Öffentlichkeit, wo Beruf und politische Sphäre angesiedelt sind, übernimmt die Funktion „was“ er ist. Kleinspehn schreibt, Sehen wandelt sich in: *„des Sehen und Gesehen werden“* (Kleinspehn 1989: 24; 77).

Als Folge wird, wie Kleinspehn aufzeigt, in der Öffentlichkeit *„das Schauen als distanziertes Mittel der Wirklichkeitsaneignung, (...) scharf abgegrenzt gegenüber den anderen Sinnen, vor allem dem Betasten und Berühren (...)“* (Kleinspehn 1989: 116) und wird zum Ersatz für die zurückgedrängten Sinne.

Ein Leben mit einem „Doppelgesicht“, wie Elias schreibt, das durch *„... die weniger sichtbaren und unsichtbaren und unpersönlichen Zwänge der gesellschaftlichen Verflechtung, der Arbeitsteilung, des Marktes und der Konkurrenz, die zur Zurückhaltung und Regelung der Affekte und der Triebe zwingen [...], die zur „Arbeit“ (vom Autor hervorgehoben) notwendig“* (Elias 1997a: 298f) sind, entwickelt. Elias zeigt auf, dass sich die wirtschaftlichen Zwänge mit dem Ansteigen der Bevölkerungsdichte die Affektkontrolle hin zum Selbstzwang ändert: *„(...) je größer die Menschenräume sind, (...) desto mehr ist der Einzelne in seiner sozialen Existenz bedroht, der spontanen Wallungen und Leidenschaften nachgibt; desto mehr ist derjenige im Vorteil, der seine Affekte zu dämpfen vermag, und desto stärker wird jeder Einzelne (...) die Wirkung seiner Handlungen (...) bedenken“* (Elias 1997b: 332f). Es entsteht, wie Elias in diesem Zitat anklingen lässt, eine Wandlung von äußeren Affektzwängen zu Selbstzwängen.

Elias erwähnt, dass nirgends unter Menschen es an gesellschaftlichen Affektregelungen und –restriktionen und an gewissen Voraussichten fehlt, aber die gesellschaftlichen Modellierungen (vgl. Elias 1997b: 390f) geben dem Einzelnen „(...) je nach (...) Aufbau einen mehr oder weniger großen Spielraum (...)“ (Elias 1997b: 392) in seiner Affekt- und Triebbewältigung. Plessner formuliert: „Mensch sein heißt von Normen gehemmt, Verdränger sein“ (Plessner 1983: 192).

Selbstzwang dient, nach Elias, zur Züchtigung von dauernden Gewohnheiten (vgl. Elias 1997a: 198); dadurch kann immer mehr auf äußerliche Gewalt verzichtet werden. Durch die Aussonderung der physischen Gewalttat wandeln sich die Zwänge der Menschen in Selbstzwänge, in der Form, wie Elias formuliert, von „*automatisch funktionierender Gewohnheiten*“ (Elias 1997b: 342).

Für Elias bedeutet Selbstzwang, dass der „Kriegsschauplatz“, nach Innen verlegt wird, in das Persönlichste eines jeden selbst, der Mensch wird ein Gefangener seiner selbst (vgl. Elias 1997b: 341). Nach Elias entsteht ein streng ausgeprägtes „Über-Ich“ für die Selbstkontrolle, ein „*innerer Automatismus*“ (Elias 1997a: 265), wodurch die gesellschaftlichen Verbote und Gebote zu einem Teil des „(...) Selbst, zu einem streng geregelten Über-Ich, gemacht“ (Elias 1997a: 351) werden. Der „(...) *plastisch, psychische Apparat der Menschen* (...)“ (Elias 1997b: 327) wird durch sie „*selbst (vom Autor hervorgehoben) reguliert*“ (Elias 1997b: 329). Affektkontrolle bedeutet nach Elias verstärkte Selbstbeobachtung und vor allem Beherrschung des Körpers (vgl. Kleinspehn 1989: 31).

Indem das „*Sehen und Gesehen werden*“ in der Gesellschaft als soziales Distinktionsmittel vorherrscht, wird das Auge zum zentralen Organ für die Funktion der Kontrolle und Beherrschung des Anderen (vgl. Kleinspehn 1989: 296f).

Gesellschaft bezieht sich nicht nur auf den öffentlichen Raum, sondern wie Simmel schreibt: „(...) *die Gesellschaft ist in dem Augenblick da, wo statt ihres unbedingt einen Zentrums eine Doppelheit entsteht: einerseits eine allgemeine, (...); andererseits speziell kleine Zentren gemeinsamer*

*Unterhaltung, Stimmung, Interessiertheit (...)*“, wobei, *“(...) ein intimer Kreis weniger Personen durch einen einzigen hinzukommenden den Charakter der „Gesellschaft“ (vom Autor hervorgehoben) erhält“* (Simmel 1992: 91) und umgekehrt.

Ein Leben *„zwischen Sein und Schein“* oder *„sichtbare und unsichtbare Existenz“* (Kleinspehn 1989: 75). Der „Schein“ in der Öffentlichkeit, mit seinem *„(...) schwer beschreibbaren Nimbus [...] schafft seinem Träger zugleich Raum und Anziehungskraft, Maske und Gesicht“* (Plessner 2001: 84f). Die Masken sind nach Plessner die „offiziellen Gesichter“, denn die Psyche in der Öffentlichkeit braucht Schutz vor Verletzung und Erniedrigung. Die Maske schützt nach innen, wirkt nach außen und ermöglicht dem Träger verschiedene Rollen zu spielen. Die „Sehnsucht nach Masken“ und das „Bedürfnis nach Verhüllung“ ist für Plessner, das typisch Menschliche.

Für Plessner beginnt die „Nichtvertrautheitssphäre“, die *„Öffentlichkeit (...), wo Liebe und blutsmäßige Verbundenheit aufhört. Sie ist der Inbegriff von Möglichkeiten zwischen einer unbestimmten Zahl und Art von Personen als ewig unausschreitbarer, offener Horizont, der eine Gemeinschaft umgibt“* (Plessner 2001: 55). Die „Nichtvertrautheitssphäre“ verträgt, nach Plessner, keine Direktheit (vgl. ebd.), dadurch verlagern sich Gefühle und Berührungen in den privaten Raum, in die Familie (vgl. Kleinspehn 1989: 129).

Plessner schreibt: *„Die erzwungene Ferne von Mensch zu Mensch wird zur Distanz geadelt, die beleidigende Indifferenz, Kälte und Rohheit des Aneinandervorbeilebens durch die Formen der Höflichkeit, Ehrerbietung und Aufmerksamkeit unwirksam gemacht und einer zu großen Nähe durch Reserviertheit entgegengewirkt“* (Plessner 2001: 80).

In den Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, wo angegriffen und berührt werden „muss“ und den Menschen zur „Animalität“ und „Primitivität“ zeigt, geraten unter gesellschaftliche Kontrolle. Diese Thematik wird im nächsten Kapitel unter dem Gesichtspunkt: die Disziplinierung der Hand bearbeitet.

## 7.1 Die Disziplinierung der Hand

Die Disziplinierung der Hand oder wie Elias sagt, die Zivilisierung „*der Greifeshust*“, steht mit den Vorschriften bei Tisch in enger Verbindung (vgl. Elias 1997a: 167). „(...) *die Verhaltensformen beim Essen sind nichts Isolierbares. Sie sind ein Ausschnitt – ein sehr charakteristischer Ausschnitt – aus dem Ganzen der gesellschaftlich gezüchteten Verhaltensformen*“ (Elias 1997a: 179). Verhaltensänderungen bei Tisch veranschaulichen die Wandlung der menschlichen Empfindungen und Haltungen.

Für Elias ist ein Kennzeichen für die Ablösung des mittelalterlichen Begriffs der Höflichkeit: „*courtoisie*“ vom Begriff „*civilité*“ (vgl. Elias 1997a:181), dass dieser nicht nur mehr das gute Benehmen umfasst, sondern im „(...) gewissen Maße beobachten, um sich sehen, auf die Menschen und ihre Motive zu achten“ (Elias 1997a: 193) heißt. In der verstärkten Neigung sich und andere und andere zu beobachten, sieht Elias, dass das Verhalten einen anderen Charakter erhält: „*Die Menschen formen sich und andere mit größerer Bewußtheit als im Mittelalter*“ (Elias 1997a: 194). Sie halten ihre Affekte stärker zurück (vgl. Elias 1997a: 183) und beginnen sich und andere zu beobachten, zu vergleichen und urteilen und ist somit Orientierung „*was andere denken könnten*“ (vom Autor hervorgehoben) (Elias 1997a: 199). Dies bedeutet nach Elias, die Menschen sehen differenzierte „(...) d.h. mit stärkerer Zurückhaltung der eigenen Affekte“ (Elias 1997a: 183).

Sind die neuen Verhaltensvorschriften zuerst Kennzeichen kleiner sozialen Kreise, verbreiten sie sich langsam über alle Gesellschaftsgruppen. Sie werden bindender, sie werden zu „(...) *allgemeinmenschliche(n) Regeln* (...)“ (Elias 1997a: 190).

Zivilisiert bezieht sich, nach Elias, auf die Art des „(...) *Benehmens, den Standard des Verhaltens, der Gewohnheiten, der Affektgestaltung* (...)“ (Elias 1997a: 200).

Elias zeigt auf, dass nicht „klare rationale Gründe“ (Elias 1997a: 246), wie „unhygienisch oder gesundheitsschädlich“ der Motor für die Verhaltensänderung sind, sondern *„die primäre Instanz (...) ist unser Peinlichkeitsgefühl“* (Elias 1997a: 262). Mit dem Wandel der gesellschaftlichen Struktur, verändert sich das Gefühl für Peinliches, die Individualstruktur. Es wird peinlich mit „schmutzigen“ Händen in der Gesellschaft gesehen zu werden. Die „schmutzigen“ Hände werden zum Distinktionsmittel zwischen „zivilisierten“ und „unzivilisierten“ Benehmen.

Eine Folge davon ist, wie Elias aufzeigt, dass ein Kaschieren des „Tierischen“ in der Gesellschaft und eine stärkere Verlegung des peinlich Gewordenen aus der Sicht der Gesellschaft erfolgt. Das „ununterdrückbar Tierische“ (Elias 1997a: 315) wird *„(...) hinter die Kulisse des gesellschaftlichen Lebens verlegt (...)“* (Elias 1997a: 254).

Da der Mensch angreifen „muss“, vor allem beim Essen und dies ihm in die Nähe des „Primitiven“ (Simmel) und zur Animalität rückt, entstehen wie Elias aufzeigt *„Tischzuchten und Manierbücher“* (Elias 1997a: 201). Dadurch gestaltet sich das Essen nach Simmel *„(...) stilisierter, ästhetischer, überindividuell regulierter“* (Simmel 2009: 156) und verliert damit die bloße physische Äußerlichkeit, die Nähe zur Animalität und erwirbt außer dem Sättigungszweck auch noch eine ästhetische Befriedigung (ebd.). Das Kaschieren des Tierischen und die Ausgestaltung von Tisch und Mahlzeiten gehören für Kleinspehn eng zusammen (vgl. Kleinspehn 1989: 58). Das Kaschieren und das Aussondern des peinlich Gewordenen, ist das Typische von Zivilisation (vgl. Elias 1997a: 255).

Das Essen mit der Hand äußert sich, nach Simmel, in einer *„reserveloserer Begierde“* (Simmel 2009: 157). Um die *„Selbstsucht des Essens“* (ebd.) zu regulieren, kommt es zur Zwischenschaltung von „Zivilisationsgeräten“ (Elias 1997a: 317), wie Essbesteck, Tafelbesteck, Serviette, Zahnstocher, etc., die

die Begierde, wie Simmel schreibt, „(...) *in eine gewisse Distanz rückt* (...)“ (Simmel 2009: 157).

Die Essgeräte sind förderlich, wie Simmel schreibt, für den Zusammenschluss mehrerer (vgl. ebd.), vor allem dienen sie für den Zusammenschluss in der Gesellschaft. „*Diese strenge Normierung und Gleichgestaltung hat gar keinen äußeren Zweck, sie bedeutet ausschließlich die Aufhebung oder Umbildung, die die materialistisch individuelle Selbstsucht durch den Übergang in die Sozialform der Mahlzeit erfährt*“ (ebd.).

Durch die Verhaltensvorschriften oder Verbote werden bei Tisch „(...) *Rangunterschiede im Benehmen* (...)“ (vgl. Elias 1997a: 187) sichtbar, denn wie Elias schreibt, werden „*die Verbote zu Distinktionsmittel*“ (Elias 1997a: 258) und zeigt sich, wer gehört dazu (Inklusion) und wer ist vom gemeinsamen Mahl ausgeschlossen (Exklusion). Wenn das Mahl eine vergemeinsamende Wirkung hat (vgl. Simmel 2009: 157), so hat es auf der anderen Seite einen ausschließenden Charakter jenen gegenüber, die nicht am Mahl teilhaben dürfen. Wobei die Speisenwahl, die soziale Zugehörigkeit und Gemeinsamkeit hervorhebt, um „*identitätsbildend zu wirken, und gleichzeitig, um soziale und kulturelle Differenzen zu unterstreichen*“ (Barlösius 1999: 47).

Das Essen – oder allgemein das Angreifen – mit der Hand hat nach Simmel, etwas entschieden Individualistischeres als das mit Messer und Gabel (vgl. Simmel 2008: 157) oder den „Zivilisationsgeräten“ (Elias 1997a: 317). Dies begründet Simmel vom ästhetischen Gesichtspunkt her, denn den einzelnen Fingern wird durch ihre größere Unabhängigkeit ein größerer ästhetischer Ausdruck gewährt (vgl. Simmel 1995: 37).

Dies sieht Elias in einer ähnlichen Weise und meint, dass die Ideologie des freien, autonomen Individuums den Widerspruch in der Abhängigkeit von den Urteilen anderer birgt. Er präzisiert: „(...) *ein Ausdruck für eine Umbildung der Gesellschaft, ein Symptom für das, was man etwa mißverständlich als „Individualisierung“ (vom Autor hervorgehoben) bezeichnet*“. (Elias 1997a: 185).

Das Essen mit der Hand unterscheidet sich auch gegenüber dem Essen mit Besteck, dass es erst erlernt werden muss.

## 7.2 Vom Üben und Trainieren der Hand

Um für die Gesellschaft gerüstet zu sein, beginnt die Erziehung des Benehmens, des Anstands und des „Werkzeug“-gebrauchs früh.

Ein Kennzeichen für Gesellschaften mit Selbstkontrollapparatur ist nach Elias, dass sich die Institution Familie ändert. Die Familie wird „(...) zur *primären und vorherrschenden Produktionsstätte des Triebverzichts*; (...)“ (Elias 1997a: 277).

Der richtige Umgang und das Wissen der Benützung muss „*hinter der Bühne*“ erlernt und trainiert werden, um auf der „öffentlichen Bühne“ zu funktionieren. Der Gabelgebrauch beim Essen ist nicht einfach. Simmel schreibt, „*die Eßgebärden des Ungebildeten sind hart und un gelenk (...)*“ (Simmel 2009:157) und differenziert die Menschen untereinander.

Die Familie übernimmt die soziale Kontrolle für die Heranwachsenden. Da es der älteren Generation selbstverständlich geworden ist, drängen sie die Kinder, den Verhaltensstandard in wenigen Jahren zu erreichen. Für die Erwachsenen ist es ein „inneres“ Gebot, ein automatisch wirkender Selbstzwang geworden und den Kindern wird es in dieser Form eingeprägt.

Durch die Erzeugung von Angst werden die negativ besetzten Affekte wie Unlust, Ekel, Peinlichkeit in die Konditionierung hinein verlegt. Eltern geben ihre Unlustäußerungen den Kindern weiter und sind in ihrem Charakter am geringsten „rational“. Die Frage der Kinder, warum es verboten ist, wird mit der Antwort: „Weil es so ist“ abgetan. Eltern können es nicht begründen, es ist ihnen in der gleichen Form angelernt worden.

Das Lustverlangen wird zu einer „*verdeckten Lust*“ (Elias 1997a: 376), die an ihrer Wurzel lustvoll sein kann, aber aus Angst vor der drohenden Strafe wird die Lust unterdrückt (vgl. ebd.). Durch die unzähligen Verbote wird die

unmittelbare Befriedigung des Lustverlangens eingeschränkt, aus diesem Grunde, sieht Elias, dass das Auge in zivilisierten Gesellschaften zum Vermittler von Lust wird (vgl. Elias 1997a: 374). Durch das gesellschaftliche „Heranzüchten“ (Elias) von Scham- und Peinlichkeitsgefühlen, die Angst erzeugen, werden nicht nur die ungewollten Triebe unterdrückt, wie Kleinspehn hervorhebt, sondern auch das Entzücken und die Lust, das Leben wird lustloser, der Mensch verliert seine Lebendigkeit (vgl. Kleinspehn 1989: 185).

Im Bezug auf die Vergesellschaftung in der westlichen Welt, schreibt Simmel, dem Seh- und Gehörsinn einen sozialisierenden (vgl. Simmel 1992: 723ff), dem Geruchssinn und dem „Berührungssinn“ einen dissoziierenden Charakter zu (Simmel 1992: 735ff). Diese Zuschreibung basiert auf dem kognitiven und emotionalen Aspekt, der Sinneswahrnehmung (Simmel 1992: 722). So sind, nach Simmel, der Seh- und der Gehörsinn gegenüber dem Geruchs- und dem Geschlechtssinn durch den kognitiven Aspekt geprägt, die anderen beiden hingegen durch den nach dem Lust–Unlust–Prinzip operierenden emotionalen Aspekt.

Elias sieht, dass Kinder erst die Peinlichkeit und Scham übernehmen müssen, dadurch übertreten sie ungewollt die Tabus und decken die Gefahrenzonen ständig auf. Das Unverständnis der Eltern, dass die Kinder den Verhaltensstandard erlernen müssen, vereint mit dem emotionalen Unterton und die moralische Forderung, bringen die aggressive und drohende Strenge mit der das Standardverhalten durchgesetzt wird. Durch die Züchtung von klein auf kann immer mehr auf unmittelbare äußere körperliche Gewalt verzichtet werden. Gegenwärtig zeichnet sich daher für Elias das Verhalten zwischen Eltern und Kindern durch eine mächtige Distanz aus (vgl. Elias 1997a: 282f).

Das Züchten von Schamgefühlen bei Kindern und die Begründung von der Zurückhaltung von Triebäußerungen auch wenn „niemand“ gegenwärtig ist, erfolgt nach Elias, durch die Begründung von Engeln, die immer anwesend sind. Die Angst vor äußeren Geistern dient, um Triebverzicht zu erzwingen.



*„Die verinnerlichten Regeln tauchen manifest als Angst davor auf, von Augen beobachtet zu werden, die alles sehen können“ (Kleinspehn 1989: 108).* Durch die vermehrte Fremdbeobachtung und Selbstkontrolle erscheint die Welt als Bedrohung, die Menschen gehen auf Distanz und ziehen sich in ihr „Innerstes“ zurück (vgl. Kleinspehn 1989: 136). Durch die Kontrolle des Körpers und der leiblichen Sinne erscheinen die Gefühle und Empfindungen von den Affekten und Trieben gereinigt. Körperliche Strafen beziehen sich aufs äußere und werden im Laufe der Zivilisation verinnerlicht und durch subtilere Normierungsprozesse und der Ideologie des Gemeinwohls ersetzt. Durch die Verbote der Eltern, ihre Affekte und Triebe nicht ausleben zu dürfen, werden die Eltern zu *„unnahbaren Exekutionsorganen“* (Elias 1997a: 282).

In der früheren Phase der Zivilisation, wie Elias aufzeigt, galt eine Missachtung gegen den Verhaltensstandard als Verstoß gegen Takt, Höflichkeit oder der guten Formen. Heute wird ein Kind, das sich den gesellschaftlichen Standards nicht unterwirft als „kriminell“, „anormal“, „krank“ bezeichnet und von einer gewissen gesellschaftlichen Schicht ausgeschlossen und wie Kleinspehn schreibt, gefährden sie ebenfalls *„(...) das Überleben der einzelnen Mitglieder (...)“* (Kleinspehn 1989: 133). Daher beginnen die Restriktionen jegliche unkontrollierter Regungen bereits in der frühesten Kindheit (vgl. ebd.).

Elias schreibt: *„Man kann von der Einstellung eines Menschen nicht in einem absoluten Sinne sagen, sie sei distanziert oder engagiert (...). Nur Säuglinge und unter Erwachsenen vielleicht nur Geisteskranke sind in ihrem Verhalten und Erleben völlig engagiert, daß sie rückhaltlos ihren Gefühlen hier und jetzt verfallen; und wiederum nur unter Geisteskranken begegnet man einer absoluten Distanzierung, einen völligen Rückzug der Gefühle von dem, was um sie herum geschieht“* (Elias 2003: 107). Das Verhalten von Erwachsenen liegt normalerweise zwischen diesen beiden Extremen und ist vom gesellschaftlichen Entwicklungsstand und den sozialen oder psychischen Druck innerhalb dieser Gesellschaft abhängig (vgl. Elias 2003: 107f), wie es gewertet wird, oder ob es als abweichendes Verhalten deklariert wird.

Im Alltag der zivilisierten Menschen finden die Affekte in „verfeinerter“, rationalisierter Form ihren legitimen Platz in sportlichen Wettkämpfen und im „Zusehen“ (vgl. Elias 1997a: 373).

Für Kleinspehn sind *„die populären Ausschreitungen im Karneval (...) so eher als Momente des Widerstands gegen den Zivilisierungsprozeß des Körpers zu begreifen, weniger als ritualisierende Suche nach den eigenen Grenzen (...)“* (Kleinspehn 1989: 45).

Werden durch Sitte und Konvention Triebentladungen, in ihrem naturgemäßen Entladen beraubt, suchen sie sich nach Plessner eine pathologische Art für die Entladung: er nennt, die Neurose und *„(...) Sublimierung, d.h. die Umbiegung ins Geistige“* (Plessner 1975: 313f). Somit wird, wie Plessner formuliert, das *„(...) Gewissen zum Quellpunkt der Sittlichkeit und konkreten Moral“* (Plessner 1975: 317). Elias sieht in der Verhaltensänderung eine *„(...) Psychologisierung der Verhaltensvorschrift (...)“* (Elias 1997b: 386).

Die *„Vertrautheitssphäre“<sup>18</sup>* (Plessner 2001: 55), wo Liebe und blutsmäßige Verbundenheit beginnt stellt, für Plessner, den Rückzugsbereich, die Intimisierung und Abgrenzung nach außen hin dar. Die „Vertrautheitssphäre“ schafft dem Menschen eine Intimsphäre und ermöglicht ihm sein Selbst zur Geltung zu bringen. Indem das „Training“ für die „überindividuelle“ (Simmel 2009) Handhabe hinter der Kulisse geübt wird, driftet die soziale Kontrolle in die Familie ein. Die *„Vertrautheitssphäre“* (Plessner) wird zur „Disziplinierungsanstalt“, die Eltern die *„Exekutoren“* (Elias 1997a: 282). Die Distanzen werden, durch das Unverständnis der Eltern, dass die Kinder ihren eigenen „kleinen“ Zivilisationsprozess erst durchlaufen müssen, größer.

In den pädagogischen Schriften finden sich, wie Jütte hinweist, ambivalente Vorstellungen von der Erziehung des Tastsinns. Einerseits soll er nicht verkümmern, andererseits werden Berührungen immer mehr tabuisiert (vgl. Jütte 2000: 190).

Zum einen wird das Angreifen, Anfassen, Berühren, etc. verboten zum anderen kommt es vermehrt zur tastsinnlichen Schulung, wie zum Beispiel in

---

<sup>18</sup> Die lateinische Bezeichnung „familia“ bedeutet vertraut, bekannt.

Kindergärten<sup>19</sup> oder wie die umfangreiche Literatur<sup>20</sup> von Sinnesschulungen zeigt. Tastsinnliche Schulung erfolgt im kontrollierten Raum.

### 7.2.1 Zwischenschaltung und tastsinnliche Wahrnehmung

Da die „schmutzigen“ Hände zu Distinktionsmittel werden, treten immer mehr „Zivilisierungsgeräte“ zwischen Mensch und Objekten. Die Distanzen zwischen Händen und physischer Welt vergrößern sich. Der Tastsinn beansprucht aber wie Plessner sagt, „*absolute Distanzlosigkeit*“ (Plessner 1980) zum Gegenstand.

Der Tastsinn informiert über die Beschaffenheit von Gegenständen beim untersuchenden Abtasten mit der Hand. Das Sehen, „(...) *direkt und ohne Vermittlung* (...)“ (Plessner 1980: 335) gibt über die Beschaffenheit „*der dinglichen Realität -glatt, rau, hart oder weich keine Auskunft* (...)“ (vgl. Plessner 1980: 335). Die „Unvollkommenheit des Sehens“ (Simmel 1992: 732) wie es Simmel nennt, bedingt, dass der Mensch durch die greifende Hand, nach Plessner, eine Stütze und Kontrolle erhält (vgl. Plessner 1983: 171), ob das Gesehene auch verspricht, als das, was es sich darstellt.

Die Hand als Tastsinnesorgan und Organ des Kontaktes ist für den Menschen in den Bereichen der Kontaktherstellung: zu sich und zum Gegenstand, von Bedeutung. Die Hand verknüpft den einzelnen unmittelbar mit der Materie (vgl. Simmel 2008: 157).

Das Auge, das Organ der Distanz und die „Zivilisationsgeräte“ (Elias 1997a: 317) trennen den Wahrnehmenden von der Wahrnehmung und beinhalten die

---

<sup>19</sup> In den Lehrplänen von Kindergärten, wird die Schulung von den Sinnesorganen auf Jahre aufgeteilt. Im Jahr 2007 war das Jahr des Tastsinns (Städtischer Kindergarten, Paradiesgasse im 19. Bezirk in Wien).

<sup>20</sup> „Sehen, hören, schmecken...“, „Mit Kindern alle Sinne entdecken“ von Regina Bestle-Körfer / Annemarie Stollenwerk. „Die Sinne schärfen“ - Maria Montessori und die Differenzierung der Wahrnehmung, die Liste könnte endlos weitergeführt werden.

Trennung von der physischen Welt und dem Lebendigen. Es wird nicht nur der Mensch von den Objekten getrennt, sondern es wird auch der Ekel gezüchtet, der Graus, die Abscheu usw., die zur Angst vor Krankheiten (vgl. Elias 1997a: 309) werden.

Durch die „Verlängerung“ der Hand wird nicht mehr die Beschaffenheit: fein, grob, rau, glatt, weich, uneben und all die dazwischen liegenden Nuancen gefühlt, sondern nur mehr der weitergeleitete Widerstand. Holz, Stein, Beton, Metall, usw. sind hart, aber sie unterscheiden sich in ihrer „Tast-Lebendigkeit“ (Schönhammer 2001: 155) oder in ihrer Vielseitigkeit feinkörnig, rissig, etc., die sich oft, als die unaussprechlichen Nuancierungen und Abwechslung der Tastqualität zeigen.

Durch dieses Defizit bei der visuellen Wahrnehmung, rückt der Tastsinn im Moment in den Mittelpunkt von naturwissenschaftlichen Forschung, wie der Untertitel des Buches „Der bewegte Sinn“ (2001) von Grunewald/Beyer: Grundlagen und Anwendung der haptischen Wahrnehmung zeigt. Anwendungsbereiche des Tastsinns sind zum Beispiel, in der Auto- und Flugzeugindustrie zu finden, wobei nicht nur auf die Textur der Armaturen und Außenlacke ein besonderes Berührungsempfinden Wert gelegt wird, sondern auf die Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine, wie Berührungsmelder von Aschenbecher und Vibrationssessel im Cockpit von Flugzeugen zeigen.

Was die Inkarnation von Gabel usw. bei Tisch ausdrückt, bedeutet gesamtgesellschaftlich Distanzvergrößerung zwischen Mensch und Umwelt und beinhaltet die Trennung vom Lebendigen. Durch die Zwischenschaltungen und die Bedeutungszunahme des Sehens verliert der Mensch den Zugang zur Natur und entfernt sich vom sinnlichen Erleben und Erfahren. Dies führt zum nächsten Thema, die tastsinnliche Wahrnehmung und die Gefühle.

## 8. Vom Tasten und Fühlen

Durch die Betonung des „Gefühls“ beim Tastsinn, das sich im Wort „Fühlen“ als schwebender Ausdruck eine Nähe zum Tasten bewahrt hat (vgl. Plessner 1980: 327), werden die Gefühle *„irrtümlich (...) oft mit den Empfindungen überhaupt oder im besonderen mit den Empfindungen des Tastsinnes verwechselt, (...)“* (Kirchner Lexikon: [www.textlog.de](http://www.textlog.de)).

Der Mensch als sinnliches Wesen (vgl. Simmel 1992: 722; 1993: 278) erlangt einerseits durch die Sinneswahrnehmung Erkenntnis über die irdische Welt, über die Dinge der Natur (vgl. Plessner 1980: 34) andererseits löst sinnliche Wahrnehmung, jeder Sinneseindruck, Gefühle und Stimmungen mit verschiedenen Nuancierungen (vgl. Simmel 1992: 722; 1993: 278) aus.

Die psychische Seite der Sinneswahrnehmung, die sich in der Form von Gefühlen zeigt, kommt in bestimmten sinnlichen Erregungen des Leibes, in Form von *„strömender Bewegung“* (Plessner 1980: 297), wie Freude, Lust, Aggression, etc. zum Vorschein. Ein Gefühl für Menschen, Dinge, Gedanken, Ereignisse zu haben, ist Bindung *„(...) meiner selbst an etwas [...] Gefühle (...) sind (...) durchstimmende Angesprochenheiten (...)“* (Plessner 1982: 347). Gefühle zeigen *„(...) die Welt „im“ (vom Autor hervorgehoben) Leib* (Plessner 1980: 295), *das, was das Lebewesen selbst ist“*, welches sich *„(...) als Seele und Erlebnis“* (vom Autor hervorgehoben, Plessner 1975: 295) zeigt. Gefühle unterscheiden sich, wie Plessner aufzeigt, je nach Temperament der Person, Intensität und Erregtheit. Was für den einen bereits temperiert ist, erscheint dem anderen als Gefühlsausbruch. Schwankungen in der Erregtheit gehen von stiller Wut, stille Liebe, usw. bis hin zu den bewegenden, mit Heftigkeit und Abruptheit verbunden Äußerungen der Vitalität: Erblassen, Erröten, Herzklopfen, Schwitzen und Tränenfluss (vgl. Plessner 1982: 348) bei denen die Körperbeherrschung zu Ende ist und der Leib seinen Ausdruck findet, wie Lachen und Weinen zeigen.

Durch die „durchstimmende Angesprochenheit“ nehmen sie den Menschen in einer Weise in Besitz, sie werden als „Triebe“ verstanden, denen der Mensch, wie Plessner anführt, mehr oder weniger leicht ausgeliefert ist (vgl. Plessner 1982: 347).

Charakteristisch für den Zivilisationsverlauf, ist für Elias, dass „(...) *was sie* (die Menschen) *an sich selbst als „tierische Charaktere empfinden“* (Elias 1997a: 253) immer mehr mit gesellschaftlich gezüchteten Unlustempfindungen belegen (vgl. Elias 1997a: 262). Das Verlegen des „*ununterdrückbar Tierischen*“ hinter die Kulisse (vgl. Elias 1997a: 254f) ist das Charakteristische, „(...) *was wir „Zivilisation“* (vom Autor hervorgehoben) *nennen“* (ebd.: 255). Die Gefühle verlagern sich in den privaten Raum der Familie (vgl. Kleinspehn 1989: 129).

Die Hervorhebung des Gefühls beim Tastsinn hängt, nach Plessner, mit der „absoluten Distanzlosigkeit“ (Plessner 1980) zwischen Subjekt und Objekt zusammen. Fern- und Nahsinne unterscheiden sich in ihrer Gefühlsintensivität. Der Tastsinn als Leibsinn – „ich“ spüre den Zustand des eigenen Leibes – hat einen unmittelbaren Kontakt zu den eigenen seelischen Regungen und Gefühlen. Anders als bei den Fernsinnen werden die Gefühlsregungen von Lust und Unlust unmittelbar bewusst und intensiver gespürt. Dadurch kommt es zur Annahme, dass der Tastsinn extreme Affektäußerungen hervorruft. Demzufolge kommt es „(...) *in der zivilisierten Gesellschaft [...] zu einer „(...) Verlegung von Triebäußerungen aus der unmittelbaren Aktion ins Zusehen (...)“* (Elias 1997a: 374). Elias spricht von einer „*humanisierenden Affekttransformation*“ (ebd.).

Affekthandlungen zeigen nicht, wie Plessner erwähnt, ob es sich um ein echtes oder unechtes Gefühl handelt und sind daher nicht echter oder unechter als andere Gefühlsregungen. Die Äußerungsform der Bewegtheit zeigt nicht, ob es sich um ein echtes oder unechtes Gefühl handelt (vgl. Plessner 1982: 347ff).

Auch kann, wie Plessner formuliert, der Mensch sich in seiner „exzentrischen Positionalität“ von seinen Gefühlen lösen (vgl. Plessner 1980: 324). Er kann zu sich und zu fremden Dingen in Distanz gehen; daher empfindet er nicht nur, sondern hat auch Empfindungen, er geht aber nicht nur mit ihnen auf, sondern kann sich von ihnen in der Reflexion bis zur Schmerzgrenze absetzen und entdeckt ihre instrumentale Natur (vgl. Plessner 1980: 328f). Das Tier, zum Beispiel der Hund, in seiner zentrischen Positionalität geht am Heimweh zugrunde, das Weh erfüllt ihn ganz. Nur einem Wesen, das über Sprache verfügt, sind Gefühle von Liebe, Reue, Ergriffenheit, etc. gegeben (vgl. Plessner 1980: 353). Empfindungen und geistige Gehalte sind individuell, werden aber durch die Sprachbedeutung interindividuell (vgl. Plessner 1980: 81). Der Mensch verkörpert sich durch Sprache und gibt sich ein Bild.

Dass der Mensch seine Gefühle herabsetzen kann, zeigt sich, wie Simmel verweist, bei der Wahrnehmung von „nicht-menschlichen Objekten“ (Simmel 1992: 723). Der Mensch kann den Gefühlswert, den Duft der Rose oder das Erkennen des Baumes bewusst trennen.

Bei der Wahrnehmung des Menschen sieht Simmel diese zwei Momente zu einer Einheit verschmolzen (vgl. Simmel 1992: 723). *„In sehr verschiedenen Maße natürlich baut beides, der Stimmklang und der Inhalt des Gesagten, das Aussehen und seine psychologische Deutung, das Anziehende und Abstoßende seiner (eines Menschen) Atmosphäre (...)“* (ebd.), das Verhältnis zueinander auf.

In der Öffentlichkeit, die keine Direktheit verträgt, denn die Seele eines Menschen ist eine nach Berührung verlangende und der Berührung entfliehende, *„(...) nach Antastung strebende(n) Unantastbarkeit (...)“* (Plessner 2001: 84) und ist in ihrem „noli me tangere“ Charakter allem Psychischen gegeben (vgl. Plessner 2001: 85), wie Plessner formuliert, kann sich der Mensch verstellen, er setzt zum Beispiel, ein freundliches, trauriges Gesicht auf, auch wenn es ihm nicht danach ist. Die Maske ist das typisch

menschliche, für Plessner. Der Erfolg stellt sich aber nur ein, wenn alles: Geste, Mimik, Haltung aufeinander abgestimmt ist. Goffman erwähnt: „(...) *wir alle spielen besser (Theater), als wir es zu tun glauben*“ (Goffman 2003: 68). Auch kann durch die Vernunft der Gefühlswert umgangen werden. Simmel sieht in der Beherrschung von Affekten, Gefühlsäußerungen, Gefühlswallungen durch den Verstand, dass Gefühlskälte der Menschen zueinander entsteht (vgl. Simmel 1992: 720). Wobei „Gefühlskälte“ auch eine Gefühlregung ist, zeichnet sie sich nach Simmel aber dadurch aus, dass sie aus der Intelligenz heraus entsteht. Man „würdigt ihm keinen Blicks“ oder „zeigt ihm die kalte Schulter“, um die Selbstbeherrschung nicht zu verlieren.

Werden die Gefühle, wie Plessner aufzeigt, auf den Leib bezogen, als Verbindungsweisen zwischen Geist und Körper, zeigt sich, dass jede Sinneswahrnehmung Gefühle von verschiedener Intensität den Menschen durchströmen: ein Blick lässt den Mensch erschauern oder lässt die Angst hochsteigen; ein Laut, Klang, Geschrei lässt die Furcht emporsteigen; ein unangenehmer Geruch zieht den Leib zusammen. Bei einem erfreulichen Anblick oder liebenden Wort zeigt der Leib sein Entzücken. Es genügt oft die Vorstellung, die Phantasie, um von den Gefühlen überrannt zu werden. Für Simmel bewirkt gerade, die in der Distanz wirksame Phantasie bei manchen Menschen eine hemmungslose Übertriebenheit der Gefühle, die die sinnliche Nähe begrenzt oder endlich erscheinen lässt (vgl. Simmel 1992: 721f).

„(...) *so ist es doch wohl mit allen Sinneseindrücken (...)*“ (Simmel 1993: 279), dass sie eine allgemeine leibliche Empfindlichkeit erzeugen, die über den Erkenntniswert hinausgeht.

Der Tastsinn als „Gefühlssinn“ oder „Fühlsinn“ hat „(...) *eine Begriffskarriere gemacht, die die Bedeutung des Tastens und Spürens aus dem engeren Umfeld der fünf Sinne hinaushebt*“ (John 2001: 23).

Heute wird die Kontrolle von Gefühlen mit dem Ausdruck: „self-control“ (Elias 1997a: 349) als etwas Einzigartiges und Neues verkauft.



## 8.1 Tastsinnliche Wahrnehmung und künstliche Materialien

Vergrößern sich durch die Zwischenschaltungen die Distanzen zwischen Mensch und materieller Welt so stellt sich die Frage, was bewirken die künstlich hergestellten Materialien beim Tasten?

Der technische Fortschritt brachte die Errungenschaften von künstlich hergestellten Materialien. Die neuen Materialeigenschaften den „natürlich“ bearbeitenden Materialien zum Verwechseln ähnlich, aber in ihren Eigenschaften „idealisiert“: glatter, glänzender, antistatisch, fast unzerbrechlich, daher langlebig; Farbe bleibt Jahrzehnte oder für immer gleich; leichter zum Putzen, etc. Keine Risse, Furchen, Unebenheiten, keine Chance zum Altern.

Durch den Perfektionscharakter von Plastikoberflächen gehen Materialität und Tiefe verloren, keine Möglichkeit einen Ausdruck auszubilden. Plastik altert nicht, wie andere Stoffe, es ist frei von Schrammen, Rissen, Furchen, Unebenheiten aller Art. Seine Oberfläche erscheint homogen und glatt. Eine weitere Eigenschaft von Plastik ist, es verrottet nicht, es bleibt für „Ewigkeiten“ bestehen.

Künstlich hergestellte Materialien, wie Plastik, ermöglichen keine tastsinnliche Wahrnehmung. Plastik *„diese Haut der Dinge und die menschliche Haut stoßen sich ab, (...)“* (Schönhammer 2001: 157) tastsinnliche Wahrnehmung wird gefühlsneutral. Plastik grenzt somit die Tastlebendigkeit aus.

Als „vollkommene“ Zwischenschaltung könnte in der heutigen Zeit der Plastikhandschuh angesehen werden. Der Plastikhandschuh, treffender gesagt der Plastik-„fingerling“ schützt vor Schmutz und Krankheiten und vermindert auch die Gefühle wie Ekel, etc. Zu Bedenken gibt dies, wenn man sich vorstellt, in welchen Berufen Plastikhandschuhe getragen werden.

Die Kunststoffverpackung geht ebenfalls mit den Konsumentenwunsch konform: gibt den Blick frei, schützt vor „schmutzigen Händen“ und vor Verschmutzung der Ware, durch Krankheitserreger.

Durch die Gefühlsneutralität der Plastikverpackung ist es eine Berührung ohne berührt zu werden.

Durch die neuen Technologien, wie Plastikhandschuhe und Kunststoffverpackungen werden die Distanzen verringert, aber die Gefühlsseite der tastsinnlichen Wahrnehmung gänzlich ausgeschaltet. In Elias Worten könnte gesagt werden, sie werden „raffiniert“ (Elias 1997a: 358), sie werden unsichtbar. Der sogenannte technische Fortschritt brachte eine Entwertung des Tastsinns (vgl. Schönhammer 2001: 151).

Stand bis jetzt die Hand als Arbeitshand, Sinnesorgan und Organ des Kontaktes zur materiellen Welt im Mittelpunkt der Arbeit, wird im nächsten Kapitel die körperliche Berührung zwischen Menschen bearbeitet.

## **9. Die körperliche Berührung**

Eine körperliche Berührung ist Kontaktaufnahme zum anderen, wie sie gewertet wird, hat sich im Laufe der abendländischen Zivilisation verändert.

Simmel führt in seinem „Exkurs über die Sinne“ (1908/1992), den Geschlechtssinn zur Beziehung zum Raume an, der, wie Simmel verweist, sprachgebräuchlich als Sinnlichkeit bezeichnet wird (vgl. Simmel 1992: 737). *„Diesem primär erotischen Zugang, für den die Umgangssprache, wenn auch mit vorgehaltener Hand, das Wort Sinnlichkeit besitzt, signalisiert den anderen Aspekt der Verschränkung von Leib und Körper, der eben nicht an der Art menschlichen Agierens sichtbar wird, sich vielmehr auf den Eigenbereich der Verkörperung beschränkt“* (Plessner 1980: 389).

Simmel distanziert sich somit von der Vorstellung, dass der Tastsinn sexuelle Begierde erwecke; sondern der „Geschlechtssinn“ (ebd.), birgt ein Lustempfinden, ein Begehren in sich, das nach Befriedigung strebt und ein Verlangen zwischen Menschen hervorruft, das die Aktivität fördert (vgl. ebd.).

Zwar verstärke die sinnlich nahe Berührung die Versuchung, deswegen wird nach Simmel, auch die räumliche Nähe gesellschaftlich vorsorgend reguliert (Simmel 1992: 737ff). Auf diesem „Sinnesgebiet“ scheint, dass „(...) die *räumlichen Nähe eine wichtige soziale Norm von der größten, vielleicht entscheidenden Bedeutung (...)*“ (ebd.) ist.

Um den sexuellen Trieb vorkehrend zu unterbinden, werden Berührungsverbote des eigenen und fremden Körpers mit moralischen Forderungen (vgl. Kleinspehn 1989: 106) untermauert und mit gesundheitsschädigenden Bemerkungen belegt, die zur Angst vor Krankheiten werden (vgl. Elias 1997a: 309).

Elias sieht in diesem Zusammenhang, dass sich die Sensibilität, die Empfindlichkeit der Menschen, was mit ihren Körper in Berührung kommt, ändert (vgl. Elias 1997a: 247). Es wächst die Affektmauer, die Scheu, die durch Konditionierung zwischen Körper und Körper errichtet wird (vgl. Elias 1997a: 317ff). Mit der „(...) *Inkarnation eines bestimmten Affekt- und Peinlichkeitsstandard*“ (Elias 1997a: 262), haftet sich das Scham-, Peinlichkeits-, Angst- und Ekelgefühl an die Verhaltensweisen der Menschen (vgl. Elias 1997a: 317f) und bringt größere Distanzen zwischen den Menschen, die auch körperliche Trennung bedeuten (vgl. Kleinspehn 1989: 67).

Durch die moralische Forderung von Berührungsverböten des eigenen und fremden Körpers werden immer mehr Körperpartien sexualisiert (vgl. Kleinspehn 1989: 131). Das heißt, dass immer mehr Berührungen mit Tabus belegt werden. „*Diese Tabus*“, so Elias, „*sind nichts anderes als Ritual oder Institution gewordenes Unlust-, Peinlichkeits-, Ekel-, Angst- oder Schamgefühl, das gesellschaftlich herangezöchtet worden ist, [...] reproduziert, [...] in einem bestimmten Ritual, in bestimmten Umgangsformen institutionell verfestigt hat*“ (Elias 1997a: 262f). Dadurch ändert sich einerseits das Verhalten, wie viel Nähe zugelassen wird und andererseits ändert sich das seelische Substrat, der psychische Habitus der Menschen (vgl. Elias 1997a: 79).

Die sinnliche Nähe der Berührung und die Distanz zwischen Menschen (vgl. Simmel 1992: 716) ist, für Simmel, ein „(...) *seelischen* (-r) *Begrenzungsprozess*“ (Simmel 1992: 697). In Simmels Worten gesprochen, ist die Grenze , „(...) *nicht eine räumliche Tatsache* (...)“ (Simmel 1992: 697), sondern die Menschen in ihren Wechselwirkungen begrenzen sich, die Grenze ist ein räumlich-sinnliches Gebilde, eine lebendige Energie (vgl. ebd.) und „(...) *sie (die Grenze) ist der räumliche Ausdruck* (...)“ (Simmel 1992: 695).

Die Angst vor körperlichen Berührungen, wird zur Angst vor Menschen oder wie es Elias ausdrückt, durch die Angst wird die Menschenscheu gezüchtet. Die zwischenmenschlichen Distanzen vergrößern sich. Durch die Angst werden Körper und Bett zur „psychischen Gefahrenzonen“ (Elias 1997a: 323). Dies äußert sich nicht nur in geänderten Badesitten und Bekleidungsvorschriften: Schlafanzug oder getrennte Betten, wie Elias aufzeigt, sondern auch in den Inventaren von Wohnräumen wie zum Beispiel Sofa und Bank werden von Sesseln und Stühlen ersetzt (vgl. Jütte 2000: 194).

Wie viel Nähe und Entfernung eine Gesellschaft fordert oder verträgt (vgl. Simmel 1992: 717) – das gegenseitige Begrenzen von Menschen – zeigt sich in den verschiedenen Verhaltensformen sozialen Umgangs zwischen Menschen. So umarmen und küssen Südländer einander, Angelsachsen schütteln eher die Hand und wahren die Distanz.

Das Sehen und die Phantasie werden zum Ersatz für die zurückgedrängten Sinne. Simmel sieht, dass die Distanz bei manchen Menschen ein Verlangen entstehen lässt, das in der Nähe gar nicht entstehen könnte (vgl. Simmel 1992: 742ff). Für Plessner entzündet sich die affektiv-emotionale Erregtheit beim Menschen am bildhaften Eindruck und züchtet oder regt die Phantasie an (vgl. Plessner 1980: 389).

„*Begehren kommt vom Sehen!*“ (Unzer 1746: 111, zit. nach Kleinspehn 1989: 109), Kleinspehn spricht von den „*unersättlichen Augen*“ (Kleinspehn 1989: 117). Die Distanz und die Phantasie lassen Wahrnehmung und Gefühl

auseinanderdriften. Durch die Berührungsverbote, „(...) *der Verzicht auf den Tastsinn, die Distanz und die Bedeutungszunahme des Imaginieren (...)*“ (Kleinspehn 1989: 120), ist für Kleinspehn, „(...) *für die Sexualisierung des Blicks ganz entscheidend*“ (Kleinspehn 1989: 115).

Kleinspehn weist darauf hin, dass das Sehen und die Phantasie nicht entlastend wirken und nicht befriedigen. Der Mensch bleibt ungesättigt, denn das „*unersättliche Auge*“ (Kleinspehn 1989) und die Phantasie finden erst ihre Befriedigung in Verbindung mit den anderen, vor allem den niederen Sinnen, wie dem Tastsinn.

Plessner präzisiert: „*Die erzwungene Ferne von Mensch zu Mensch wird zur Distanz geädelt, die beleidigende Indifferenz, Kälte und Rohheit des Aneinandervorbeilebens durch die Formen der Höflichkeit, Ehrerbietung und Aufmerksamkeit unwirksam gemacht und einer zu großen Nähe durch Reserviertheit entgegengewirkt*“ (Plessner 2001: 80).

Das Zusammenwirken der Gegensätze: „(...) *die sinnliche Nähe oder Distanz zwischen den Personen (...)*“ (Simmel 1992: 716), bezeichnet Simmel als „*Lebendigkeit der Wechselbeziehung*“ (ebd.). Das Leben verliert seine Lebendigkeit, es „*wird lustloser*“ (Elias 1997b: 341). Die gesteigerte Sensibilität bringt nach Simmel, „(...) *viel mehr Leiden und Repulsionen als Freuden und Attraktionen mit sich (...)*“ (Simmel 1992: 734).

Die Seele fängt, nach Plessner, die nach Entladung verlangenden Spannungen der leiblichen Daseinssphäre auf und verhindert eine plumpe Überrumpelung durch die Triebe (vgl. Plessner 2001: 94).

Auch entwickelt sich das Seelische mit seinem „*noli me tangere*“ (Plessner 2001: 65) Charakter langsamer als das Körperliche (vgl. Simmel 1992: 743). Für Simmel zeichnet sich die Lebenskunst – eine Distanzbeziehung in eine Nahbeziehung „hinüberzuretten“ – durch ein instinktives Taktgefühl aus. Simmel verweist, dass die Innigkeit der Beziehung nicht unweigerlich in dem Maße der persönlichen Annäherung zunehmen muss, sondern es können sich

im gleichen Maße auch „*die Abschwächungen, Reserven und Repulsionen*“ (Simmel 1992) steigern. Aus der sinnlichen Nähe entstehen dann nicht nur Antipathien, sondern auch die vorgestellte Idealisierung kann ausbleiben oder sogar aberkannt werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Berührung zuerst Takt dann Berührung ist, wie in der lateinischen Bezeichnung *con-tactus* noch spürbar ist. „*Takt ist das Vermögen der Wahrnehmung unwägbarer Verschiedenheiten, die Fähigkeit, jene unübersetzbare Sprache der Erscheinungen zu begreifen, [...] andere nach ihrem Maßstab und nicht nach dem eigenen zu messen [...] das wichtigste Symptom des Taktes: (ist) die Zartheit*“ (Plessner 2001: 106f). Takt ist die Kunst des „Nichtzunahetretens“ und „Nichtzuoffenseins“ (ebd.). Im Wort „Taktgefühl“ schwingt diese „Größe“ noch mit.

Für Plessner ist „*Zivilisation (...) etwas ganz Flaches, ein System von Hilfen und Ausreden, wenn man ihre Gestaltenfülle auf den armseligen Generalnenner der Befriedigung physischer Bedürfnisse, (...), bringt*“ (Plessner 2001: 93). Im Wesentlichen geht es, wie Simmel anführt, um „*(...) die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung (...)*“ (Simmel 1992: 739). Plessner sieht in der Triebbremung, dass sich der Trieb steigert und „*(...) ruft reaktiv nach gesteigerter Bremsung*“ (Plessner 1983: 193).

Durch die Berührungsverbote wird im christlichen Abendland „*tactus*“ zum erotischen Symbol in der Kunst (Jütte 2000: 83). Der nackte Körper erscheint als Wunschbild, der in der darstellenden Kunst idealisiert wird. „*(...) die „reale“ (vom Autor hervorgehoben) Wollust*“, wird nach Kleinspehn, „*neutralisiert, wirklich existiert sie nur als Bild (vom Autor hervorgehoben) oder ist überwunden, gedämpft [...]*“ und stellt „*die zunehmende Sublimierung erotischer Wünsche in Dichtung und Malerei (...)*“ (Kleinspehn 1989: 144f) dar. Der Künstler zerlegt mit seinem Blick den Körper der Frau in ihre Einzelteile, die alle eine sexuelle Bedeutung erhalten: Mund, Lippen, Brüste, Hände, usw. (vgl. Kleinspehn 1989: 140f). Die Idealisierung vor allem von Frauenkörpern

geht einher mit ihrer gleichzeitigen Reduktion auf ihre Geschlechtlichkeit (vgl. Kleinspehn 1989: 145).

Berührung spielt im Bereich der Sexualität eine wesentliche Rolle, doch die „moralische“ Vorstellung, dass eine Berührung unweigerlich zur sexuellen Aktivität führt, brachte mit sich, dass sich die Distanzen zwischen Menschen vergrößerten und die Menschenangst gezüchtet wurde. Im nächsten Kapitel wird infolgedessen auf die Berührung im speziellen von „Berühren und berührt werden“ und im Kontext von Berührungsverboten näher eingegangen.

## **10. „Vom Berühren und Berührt werden“**

Für Plessner, zeichnet sich der Tastsinn als Nahsinn, im Gegensatz zu den Fernsinnen, durch seine „Distanzlosigkeit“ (Plessner 1980: 335) vom Wahrnehmenden zum Wahrzunehmenden aus. Bei den Fernsinnen Auge und Ohr, ist der Wahrnehmende vom Wahrzunehmenden durch Distanz zum Körper getrennt. In dieser Eigenart des Sehens, ist es möglich, wie Plessner formuliert, eine „Fernnähe“ (Plessner 1983: 171) herzustellen, die Entfernung zwischen den Menschen und den Dingen zu überbrücken, aber zugleich die Distanz in der Wahrnehmung zu wahren. Sehen aus nah und fern ermöglicht Kontaktaufnahme ohne körperlichen Kontakt. Das Auge ermöglicht, wie Kleinspehn schreibt *„(...) etwas zu erreichen, ohne es zu berühren (...)“* (Kleinspehn 1989: 128).

Berühren und Berührt werden sind im Moment der Berührung nicht zu trennen, *„im Tasten empfinden wir in eins uns und das Objekt, (...)“* (Plessner 1980: 336). Im Wort „spüren“ wird dies besonders deutlich: „ich“ spüre mich und „dich“ in einem.

Im Akt der Berührung ist das Subjekt sowohl Spürendes als auch das Gespürte, oder anders gesagt, wird das Subjekt selbst zum Objekt und umgekehrt. Der Mensch spürt die eigene Stärke oder die eigene

Unterlegenheit oder fühlt die Kraft des anderen und die eigene Schwäche oder die Fürsorge, Anteilnahme, etc. Wenn Simmel schreibt Nähe lässt nicht kalt, sie verlangt Entscheidung, dann könnte man beim Tastsinn mit seiner „absoluten Distanzlosigkeit“ sagen, Berührung „deckt auf“, macht sichtbar, enthüllt. Das typisch Menschliche ist aber die Verhüllung, nach Plessner (vgl. Plessner 2001: 55). Darum meint Simmel, ist es bei Beziehungen von Vorteil, wenn gewisse Distanzen eingebaut werden (vgl. Simmel 1992: 721).

Eine Berührung ist Kontaktaufnahme zum anderen und zu sich selbst. Der Berührte empfindet die Absicht in der Intensität des Berührtwerdens. Denn es besteht ein Unterschied, ob „ich“ anpacke oder angepackt werde, hier spielt das Muskel- und Kraftempfinden hinein (vgl. Plessner 1980: 337). Berührung unterscheidet sich daher in Nuancen, ob sie angenehm oder abstoßend wirkt. Jemanden an sich drücken, kann Geborgenheit schaffen, kann aber auch Erdrücken bedeuten.

Das Sinnesfeld des Tastsinns ist das des körperlichen Seins des eigenen Leibes und der fremden Dinge. Durch Berühren, Angreifen, Anfassen überbrückt der Mensch die Distanz zu sich und zu anderen und stellt Wirklichkeit fest. Der eigentliche „Sinn der Realität“ (Simmel 1993: 11) ist der Tastsinn. Simmel schreibt, *„(...) eine Gestalt, die wir sehen, durch die wir aber hindurchgreifen könnten, ohne dass sie ein Tastgefühl erweckte, wäre nicht wirklich, sondern ein Spuk, (...)“* (Simmel 1993: 10).

Simmel betont in seiner kurzen und prägnanten Aussage über den Tastsinn, dass der Tastsinn dem Menschen erst die Gewissheit gibt, ob das Gesehene auch wirklich vorhanden ist. Auf der anderen Seite verweist Simmel darauf, dass das Auge alleine nicht fähig ist zwischen Spuk und Wirklichkeit zu unterscheiden. Dem Tastsinn kommt so eine „Kontrollfunktion“ (Plessner 1980) zu, ob das Gesehene auch wirklich ist.

Die Loslösung vom eigenen Körper durch Erfahrung geht einher mit der Unsicherheit in der Wirklichkeitswahrnehmung. *„(...) an den Sinnesflächen des eigenen Leibes* (vom Autor hervorgehoben) *(...)“* (Plessner 1980: 273) wird



dem Mensch die Vergegenwärtigung der Zuständigkeit des eigenen Leibes und fremder Körper bewusst. Die Selbstempfindung des Leibes zwingt den Menschen zur Wahrnehmung und Abschätzung von Distanzen (Plessner 1980: 369). Bei einer körperlichen Grenzüberschreitung wird der Leib am stärksten gespürt. Denn wie es heißt: „Eine Berührung geht unter die Haut“, unter die eigene Grenze.

Durch Berührung des eigenen und des fremden Körpers kann der Mensch bildlich gesprochen die Körperfülle anderer und die eigene spüren. Der Tastsinn (oder die Berührung) steht wie kein anderer Sinn mit der Wahrnehmung der dritten Dimension (Simmel 1993: 11), der Tiefe, in Zusammenhang. Dadurch wird die räumliche Vorstellung, aber auch die Volumenvorstellung der Körper ermöglicht.

Der Erfahrungsverlust im Bereich des Angreifens, Berührens bringt einerseits die Angst der Verunsicherung gegenüber dem eigenen Körper hervor und andererseits durch die Wirklichkeitsaneignung des Sehens die fehlende Gewissheit – die Gefahr der Täuschung (vgl. Kleinspehn 1989: 71).

Das bedeutet, dass nicht nur das Objekt wahrgenommen wird, sondern man wird sich auch seiner selbst bewusst. Im Tasten wird einem die „(...) *Vergegenwärtigung des eigenen Körpers* (...)“ (Plessner 1980: 273) bewusst. Der Mensch erlangt durch das Angreifen die Gewissheit, dass er selbst existent ist und andererseits, dass das Objekt wirklich ist. Simmel meint, dass durch die tastsinnliche Wahrnehmung der „Wirklichkeitseindruck“ (Simmel 1993: 11) gebildet wird. Ohne „Wirklichkeitseindruck“ driften Vorstellung und Wirklichkeit des eigenen Körpers immer mehr auseinander. Durch die Berührungsverbote und die Phantasie trennt der Mensch sich von seinen leiblichen Erfahrungen und körperlichen Wahrnehmungen; der Mensch wird verunsichert.

Der „Schönheitsmarkt“ reagiert auf dieses Manko mit einer Vielzahl an Körpercremes. Ist Eincremen, eine „Ersatzhandlung“, die den Kontakt zu sich selbst herstellt?

## 10.1 Berührung als „sprachloser Raum“

Wie erwähnt spürt der Mensch bei einer Berührung nicht nur den anderen, sondern auch sich selbst, er stellt zu sich selbst einen Kontakt her, d.h. er wird sich seiner selbst bewusst, seiner Leiblichkeit und seinen Gefühlen und Stimmungen. Bei einer Berührung kommt sofort ein „mein“ oder „mich“ Ton (Plessner 1980: 368), auch wenn es sprachlich nicht artikuliert wird, auch bei dem der berührt wird. Eine Berührung ist Selbsterfahrung und Fremderfahrung in einem, ohne es zu artikulieren.

Am Anfang erfährt das Neugeborene sein Sein über den Körperkontakt. Berührungen berühren, lassen spüren, dass man nicht allein ist, geben Halt. Am Körper seiner Mutter und an seinem eigenen erlebt und erforscht der Säugling zum ersten Mal den Unterschied und die Verbindung zwischen „ich“ und „mein“ und „du“ und „dein“. Die Hautoberfläche des eigenen Körpers ist die räumliche Grenze, bis zu der die persönliche Wahrnehmung reicht. *„Berührt jemand meine Haut, so berührt er zugleich „mich“ als Subjekt. Andererseits grenzen wir uns durch diese körperliche Wahrnehmung gegenüber den Dingen der Außenwelt ab* (Plessner 1980: 367).

Die psychische Entwicklung eines Menschen, wie Kleinspehn erwähnt, wird in die orale Phase des Kindes gelegt (vgl. Kleinspehn 1989: 70), „oral“ bedeutet in einer Weise auch Nähe und Berührung. Es geht nicht, nur um die physische Befriedigung von Essen und Trinken, sondern auch um psychische Bedürfnisse, des Berührtwerdens.

Beim zwischenmenschlichen Kontakt von Mutter und Kind, beim Trinken an der Mutterbrust erlebt das Kind Befriedigung und Nähe und kann somit als frühe Erfahrung von Sicherheit verstanden werden (vgl. Kleinspehn 1989: 312). Im gehalten Werden spürt das Kind sich selbst und den anderen und gibt ihm Sicherheit, Geborgenheit, Trost und Zuwendung. Die sinnliche Nähe bildet bei Kindern, wie Simmel schreibt *„(...) das Bewusstsein des Zu-einander-Gehörens (...)“* (Simmel 1995: 156).

Jene Erfahrungen über Tiefe, Dicke und Form geben den Kindern aber auch das Gefühl der Sicherheit. Die taktile Mitteilung verschafft den Kindern die notwendige Befriedigung. Der Tastsinn baut Bindung zu anderen Menschen und zu sich selbst auf und könnte aus dieser Sichtweise als „humanisierender“ Sinn angesehen werden. Mensch-Werdung erfordert in einer gewissen Weise Nähe zu Menschen.

Berührungsdefizite von Erwachsenen werden an die Kinder weitergegeben, d.h. die Berührungsverbote werden unbewusst verbreitet und werden so von Generation zu Generation tradiert.

„Zu viel Berührung ist ungesund, sie verweichelt“, all die Redewendungen zeigen, wie Berührungsverbote begründet werden; sie sind nicht im Geringsten rational. Kinder erlernen früh mit künstlichen physischen und psychischen Distanzen zu leben. Die sogenannte „Abhärtung“ fürs Leben beginnt früh: Kinderbett (früher Gitterbett), Kinderwagen, Wiege, Milchflasche, etc. Ersatzobjekte sind der Schnuller, das Kuscheltier, die Kuschelecke, usw.

Kleinspehn führt an, um ein angemessenes Bild von sich selbst zu bekommen, sind stabile Objektbeziehungen notwendig. Die Bezugsperson stellt sich für das Kind zum Unterschied zu anderen als angstfreier Umgang dar, von der sich das Kind lösen kann (vgl. Kleinspehn 1989: 155). Kleinspehn führt an, dass stabile Objektbeziehungen auf zwei Arten verhindert werden, als Ablehnung und Versagung von Bedürfnissen, damit wird die Wahrnehmung des anderen als eigenständiges Objekt nicht möglich (vgl. Kleinspehn 1989: 313.). Sehen ohne Kontakt bringt bei Kindern Unsicherheit, Angst vor Täuschung und Zweifel hervor. Das Kind braucht den Kontakt der Berührung. Durch Versagung von Befriedigung und Nähe in der Kindheit, kann im Erwachsenenalter auf dieses erlebte Gefühl nicht zurückgegriffen werden (vgl. Kleinspehn 1989: 312).

Die Identifizierung mit Kuscheltieren aller Art, mit willenlosen nicht menschlichen Objekten, sogenannten Ersatzobjekten, die für die Bestätigung

der eigenen Lebendigkeit dienen, beeinflusst das eigene Körperbild. *„Denn erst stabile Ich-Funktionen und die Wahrnehmung des Anderen als den ganz Anderen machen die eigenen Körpergrenzen erfahrbar und damit einen Realitätsbezug überhaupt möglich“* (Kleinspehn 1989: 316). Das eigene Körperbild, ist für die Identitätsbildung von Bedeutung (vgl. Kleinspehn 1989: 154).

Es ist der Körper oder das Körperbild, das sich durch die Ersatzobjekte als das andere konstituiert (vgl. Kleinspehn 1989: 227). Die omnipotente Erweiterung des eigenen Selbst durch die Ersatzobjekte, eine Grenzerweiterung für die nicht erlebten Grenzen, die dadurch erfahrbar werden.

Durch die erlebte Erfahrung des Tastsinns erlernt das Kleinkind, den Berührungen ihre entsprechende Bedeutung zu geben.

Im Bild der Maschine wird ein idealer Körper geschaffen, der als Stütze für das schwache Ich dient, um die gelebte Leere zu füllen. Mit dieser Vorstellung geht die Abwertung des lebendigen Körpers einher. In der Puppe zum Beispiel vermischen sich reale Wahrnehmungen und imaginäre Wunschbilder. Der emotionale Mangel führt nach Kleinspehn, da diese Idealbilder nicht erreicht werden können, zu einer Kompensierung. Die Puppe erscheint als Sinnbild des Lebens und nicht der Mensch selbst. In der weiblichen Puppe wird vor allem die Vorstellung und Erwartungen von anderen an Frauen sichtbar, die Puppe als Idealbild der Frau.

Fehlt die Beziehung zu realen Personen, werden Kontakte eher als konfliktreich erlebt, da sie den Idealisierungen und Aggressionen nicht standhalten (vgl. Kleinspehn 1989: 314). Diese toten Objektrepräsentanten kennzeichnen den Realitätsverlust der Moderne, in dem das Bild vor der Erfahrung und dem Fühlen steht (vgl. Kleinspehn 1989: 318).

Das Auge ermöglicht in erster Linie den Zugang zur Welt, im Sehen wird das Bild vom anderen und damit in der Spiegelung von uns selbst geformt. Das Sehen trägt einerseits zur Bildung des eigenen Bildes bei, kein Mensch kann

zum Beispiel seine Rückenfront sehen. Andererseits durch die Überbewertung des Sehens, ohne Berührung, wird die eigene Körpervorstellung verzerrt. Grunewald zeigt auf, dass junge Menschen, die an Anorexie leiden, ein „falsches“ Bild oder Vorstellung von ihrem eigenen Körper haben. Sie sehen sich selbst viel dicker als sie sind. Um Kontakt zu sich aufzubauen, tragen diese Jugendliche stundenweise am Tag einen Neoprenanzug! (vgl. Grunewald 2001: 135ff).

Für Simmel ist zwar die Familie für die Herausbildung der Individualität weniger günstig als die Gesellschaft, aber psychologisch betrachtet, fördert die Zugehörigkeit zu einer Familie in sehr großen Kulturgemeinschaften die Individualität. Denn der Einzelne mag sich gegen die Gesamtheit nicht zu retten; nur indem er einen Teil seines absoluten Ichs an ein paar andere aufgibt, sich mit ihnen zusammenschließt, kann er noch das Gefühl der Individualität und zwar ohne übertriebene Zugehörigkeit wahren. Die Zugehörigkeit ist oft von Nutzen, vielfach nur als Vorbereitung. Sie dient als Schutz unter der sich die Individualisierung entwickeln kann, bis sie der weitesten Allgemeinheit gegenüber bestehen kann. Die daraus entstehende Doppelrolle der Familie in höheren Kulturen ist eine Mischung aus der engen und der erweiterten sozialen Gruppe. Die „*Korrelation*“ (Simmel 1992: 805) zwischen Einzelindividuen, Familie und Gesellschaft, kann je nach den Beziehungen, in die der Mensch tritt, alle drei Rollen spielen (vgl. Simmel 1992: 802ff).

Die soziale Rolle mit ihren vielen Gesichtern gewährt dem Menschen eine Privatexistenz – die „Vertrautheitsphäre“ (Plessner 2001: 55) – eine Intimsphäre für sich und schafft ihm sein Selbst.

Wenn der Tastsinn als Berührung zwischen Menschen verstanden wird, zeigt er, dass er zur Persönlichkeitsbildung, zur Selbstsicherheit, zur Konfliktbewältigung beiträgt und außerdem die Beziehungsfähigkeit zu Menschen aufbaut. „Berührungsarmut macht nicht stark, wie es heißt, sondern Berührung stärkt“.

Auf die „Verfeinerung“ der Sinne in der abendländischen Zivilisierung wird am Beispiel „Stadt“, im nächsten Kapitel eingegangen und somit der Bogen zu heute gespannt.

## 11. Die „flüchtige“ Berührung

Mit der Wandlung der menschlichen Beziehungen verändern sich die Affektlage, die Sensibilität, die Empfindlichkeit und das Verhalten der Menschen (vgl. Elias 1997a: 247).

Simmel sieht, dass *„im allgemeinen (...) mit steigender Kultur die Fernwirkung der Sinne schwächer, ihre Nahwirkung stärker (wird), wir werden nicht nur kurzsichtig, sondern überhaupt kurzsinnig; aber auf diese kürzeren Distanzen hin werden wir um so sensibler“* (Simmel 1992: 735). Diese gesteigerte Sensibilität bringt so nach Simmel, *„(...) viel mehr Leiden und Repulsionen als Freuden und Attraktionen mit sich (...)“* (Simmel 1992: 734).

Zeichnet sich das Landleben für Simmel: *„(...) durch ihren langsameren, gewohnten, gleichmäßiger fließenden Rhythmus ihres sinnlich-geistigen Lebensbildes“* (Simmel 1995: 116) aus, strömen in der Stadt unerwartet auf den Menschen ständig die verschiedensten Eindrücke ein und „stellen“ (Simmel) die Sinneswahrnehmung *„(...) die generellen soziologischen Gefühle auf ganz veränderte Voraussetzungen (...)“* (Simmel 1992: 727).

In der Stadt überfordern die unzähligen Bilder die Augen, der Lärm betäubt die Ohren, mit steigender Masse erhöht sich das Geruchspotential, unzählige ungewollte Berührungen von gestoßen, angerempelt, gezupft, gedrückt bis hin, dass der Menschenstrom den Menschen treibt und er ungewollt zu einem Mitschwimmer in der Masse wird (vgl. Simmel 1995: 130).

Dieser rasche und ununterbrochene Wechsel von äußeren und inneren Eindrücken führt zu einer *„(...) Steigerung des Nervenlebens (vom Autor*

*hervorgehoben) (...)“ (Simmel 1995: 116). Dass der Mensch in der Großstadt diese „neuen“ Gefühlslagen aushält, bedient er sich des Verstandes, um sich vor dieser äußeren Bedrohung zu schützen. Der Verstand ist im Unterschied zum Gemüte, für Simmel, das „(...) anpassungsfähigste unserer inneren Kräfte; (...)“ (Simmel 1995: 117) und dient als „(...) Schutzorgan gegen die Entwurzelung (...)“ (ebd.). Plessner spricht in diesem Zusammenhang von Sublimierung, „(...) umbiegen ins Geistige“ (Plessner 1975: 314).*

Die impulsiven Reaktionen der Berührungsreize können, nach Simmel, einerseits durch einen hohen Bildungsgrad herabgesetzt werden. *„Diese Verstandesmäßigkeit, (wirkt) so als ein Präservativ des subjektiven Lebens gegen die Vergewaltigung der Großstadt“ (Simmel 1995: 118). „Die dominierende Intellektualität (in der Großstadt) bedeutet immer ein Herabsetzen der gefühlsmäßigen Extreme [...] (und) setzt doch gerade dadurch eine Distanz zwischen die Menschen (...) (und) stiftet (...) eine kühle und oft entfremdete Sachlichkeit zwischen den Nächsten“ (Simmel 1993: 720). Simmel sieht, dass gerade in der Stadt die Verstandesherrschaft regiert, dass sie der Sitz der Geldwirtschaft ist, da sich beide: Verstand und Geld durch „(...) die reine Sachlichkeit in der Behandlung von Menschen und Dingen (...)“ (Simmel 1995: 118) zeigen und gegenüber dem Individuellen gleichgültig sind. Diese Tatsache verändert auch die „seelischen Strömungen“ (Simmel) und Simmel präzisiert: „der moderne Geist ist mehr und mehr ein rechnender geworden“ (Simmel 1995: 119).*

Nach Simmel kennzeichnet sich die Stadt durch eine Anhäufung von Menschen unterschiedlichster Interessen, Beziehungen und Erwerbszweige, ein vielgliedriger Organismus, der aufeinander abgestimmt sein muss, um nicht im Chaos zu enden (vgl. ebd.: 119f), aus. Die *„Pünktlichkeit, Berechenbarkeit, Exaktheit“* wird zwingender und unpersönlicher (ebd.), aber *„(...) wirken andererseits auf ein höchst persönliches hin“* (ebd.: 221).

Der Lebensrhythmus der Menschen in der Stadt wird durch die vorbestimmte Arbeitszeit und durch die Aufhebung des Tag- und Nachtrhythmus stärker den Restriktionen des Triebverzichts unterworfen und die gesellschaftliche

Gebundenheit des einzelnen ist stärker. Einerseits treiben die gesellschaftlichen Erwartungen und Anforderungen und andererseits die eigenen Wünsche die Menschen zur Flucht ins Imaginäre.

Diese Bestimmungen, die sich durch immer abstraktere Normen und Regeln auszeichnen, greifen verstärkt in den Alltag der städtischen Menschen ein und lassen durch den fortschreitenden Rationalisierungsprozess Gefühle und Wahrnehmung immer mehr auseinanderdriften (vgl. Kleinspehn 1989: 235). Kleinspehn sieht in diesem Zusammenhang das vermehrte privatisierte Interesse für Puppen, Ziergegenstände und für lebendige oder ausgestopfte Haustiere, die als Ersatz zur Wiederherstellung der Einheit des Subjekts bezeichnet werden könnten (vgl. Kleinspehn 1989: 235).

Die fortwährenden Begegnungen in der Großstadt verlangen vom Menschen eine geistige Haltung zu einander, die der „Reserviertheit“, denn der Mensch kann nicht auf alle Begegnungen eine innere Reaktion zeigen (vgl. Simmel 1995: 122). Durch die unaufhörlichen Berührungen mit unzähligen Menschen schützt die Gleichgültigkeit gegenüber dem räumlich Nahen. Diese Abstumpfung ist eine Schutzmaßnahme, nach Simmel, da sonst das großstädtische Treiben die Menschen seelisch zerreiben und zersprengen würde (vgl. Simmel 1992: 721). Bei Missachtung oder in Situationen, wo die äußere Distanz nicht eingehalten werden kann, wird die innere Distanz mehr betont (vgl. Simmel 1992: 743).

Durch die räumliche Nähe der fremden Menschen zueinander wird selbst der „flüchtigen Berührung“ (Simmel 1995: 123) misstraut und als Bedrohung erlebt.

Die Folge ist eine größere Isolierung, eine schärfere Umgrenzung der persönlichen Sphäre. In öffentlichen Verkehrsmitteln, Liften, Gehwegen, Geschäften, usw., wo die äußere Distanz oft nicht eingehalten werden kann, wird die Betonung der inneren Distanz spürbar. Man blickt zu Boden oder wendet den Blick ab und dient, der Verweigerung einer Erkenntnisgewinnung.



Denn, wie Simmel aufzeigt, ist das Individuum erst ganz da, wenn der Blick erwidert wird (vgl. Simmel 1992: 725).

Das „Getriebenwerden“ und das Menschengewühl im städtischen Raum bedrohen die Menschen, in den Fluten der Wahrnehmungen unterzugehen. Um die Herrschaft über sich selbst nicht zu verlieren, bleibt dem Mensch, um sich am Schauspiel zu beteiligen, nur die Distanz übers Sehen übrig (vgl. Kleinspehn 1989: 241).

Als „distanzierter Zuschauer“ (Kleinspehn) beteiligt er sich am städtischen Schauspiel und dies bedeutet einen wesentlichen Bruch in der Lebensform und der Wahrnehmungsweisen. Die Menschen konnte sich früher nicht minutenlang anschauen, ohne zu reden, wie Simmel aufzeigt, ändert sich dies mit fortschreitender Verstädterung (vgl. Simmel 1992: 727).

Die Wahrnehmung des anderen in der Öffentlichkeit beruht daher, auf dem „distanzierenden“ Auge und weniger auf Erleben und Empfinden. Dies bringt nach Simmel die Schwierigkeit mit sich, „(...) *die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen*“ (Simmel 1995: 128). Durch die Kürze und Seltenheit der Begegnung greift der Mensch zu „*tendenziösesten Wunderlichkeiten*“ (ebd.) der Bekleidung und Benehmens, um sich eine „*Form des Andersseins, des Sich-Heraushebens*“ (ebd.) zu erzielen und dadurch bemerkt zu werden. Durch die maschinelle Erzeugung und Massenproduktion werden sich die Menschen äußerlich wieder ähnlicher und das Kennzeichen der Mode ist ihre „Kurzlebigkeit“, um sich wenigsten für einen kurzen Abschnitt herauszuheben.

Die Figur des Flaneurs, des Vorüberstreifenden, verkörpert nach Walter Benjamin, die typische Figur der Großstadt des 19. Jahrhunderts. Er ist der Inbegriff jenes müßiggängerisch umhertreibenden Bourgeois, der seine Welt „*in Augenschein nimmt*“ und sie „*wie in einem Panorama betrachtet*“ (Benjamin 1974: 33, zit. nach Kleinspehn 1989: 250). Der Flaneur spiegelt, nach Kleinspehn, einerseits die Angst vor der unüberschaulichen Großstadt wieder und andererseits fasziniert ihm die Glitzerwelt an der er sich nicht beteiligen

kann (vgl. ebd.). Er kann sich in der Öffentlichkeit nur mehr als passiver Zuschauer beteiligen. Aber wie Kleinspehn in Anlehnung an Debord schreibt, *„Je mehr er [der Zuschauer] (vom Autor hinzugefügt) zuschaut, um so weniger erlebt er (...)“* (Debord 1988: 19, zit. nach Kleinspehn 1989: 320). *„Gefühle von Verlust und Leere, der Wunsch sich nicht nur selbst zu spiegeln, sondern quasi objektiv von außen sich betrachten (Depersonalisierung), (...), werden (...) zum grundlegenden Moment (...)“* (Kleinspehn 1989: 235).

Im Flaneur spiegelt sich die moderne Warengesellschaft wider, die sich nach Benjamin dadurch auszeichnet: *„Alles sehen, nichts anfassen“* (Benjamin 1982: 968, zit. nach Kleinspehn 1989: 250). Hat das Verhandeln um den Preis nach Crawford, am Markt die Aufgabe, Verkäufer und Käufer sozial zusammenzubringen, unterbinden dies Warenhäuser, Einkaufspassagen, etc. durch die Fixierung der Preise, und das Feilschen um den Preis kommt nicht mehr zu Stande. Durch die fixierten Preise wird die Passivität der KundInnen normiert. Sie werden wie Crawford formuliert zu *„passive spectator, an isolated individual [...] silently contemplating merchandise“* (Crawford 1992: 17f).

Früher konnten die Kunden während sie auf ihre Bedienung warteten noch miteinander oder mit der Verkaufsperson reden, so irren sie heute einsam und verlassen an ihren Einkaufswagen haltend im Geschäft umher und versuchen sich an Bilder und Hinweisschildern zu orientieren, um nicht im Angebot unterzugehen. Der Geschäftsraum im Unterschied von Supermärkten zeichnet sich am Gedränge aus. So warten heute Menschen stillschweigend vor der Kassa hintereinander in der Schlange ohne zu sprechen, höchstens ein Wort der Beanstandung ist zu hören, dass der Einkaufswagen zu nahe kommt oder es zu langsam vor sich geht. Wobei der Einkaufswagen nicht nur zur Aufbewahrung der Waren dient, sondern auch die Distanzen zwischen den Wartenden bestimmt. Somit zeichnet sich auch die Warteschlange bereits durch Zwischenschaltungen aus.

Simmel erwähnt in seinem Exkurs über die Soziologie der Sinne (1992), dass durch die Zunahme des Visuellen vor allem in der Großstadt *„(...) zu der Problematik, des modernen Lebensgefühles (...), (...) der Unorientiertheit (...), der Vereinsamung (...)“*, führt (Simmel 1992: 727). Das Vertrauen auf den

Blick bringt Unsicherheit und geht einher mit der Einsamkeit. Plessner schreibt, durch die Überbewertung des Auges wird der Mensch in seiner Orientierung verunsichert. Der Mensch reagiert mit Gereiztheit und Nervosität.

Simmel formuliert in seiner Abhandlung über den Fremden, Fremdsein bedeutet, „(...) *dass der Ferne nah ist*“ (vgl. Simmel 1992: 765). So könnte bezogen auf die Stadt gesagt werden, der Nahe ist fremd und der Ferne ist bekannt. Somit ist der Stadtmensch, wie Simmel hinweist, „(...) *auf allen Seiten von verschlossenen Pforten umgeben* (...)“ (Simmel 1992: 727).

Welche Rolle das Telephon in dieser Verschiebung von Nähe und Ferne spielt, wird vielleicht ersichtlich, welche Bedeutung das „Tele“-phon oder in der heutigen Zeit das „Mobil“-telephon in der Großstadt spielt. Der fixe Fernsprechautomat wird zum ortsungebunden, zum beweglichen Apparat. Der Ferne, der bekannt ist, ist durch das Telephon erreichbar. Durch das Mobiltelephon wird auch im dichtesten Gedrängel der Stadt, der Bekannte in der Ferne jederzeit gehört. Inwieweit bringt das Mobiltelephon somit eine „illusionierte“ „Vertrautheitssphäre“ (Plessner) in die „Nichtvertrautheitssphäre“ (Plessner)? Die Einsamkeit ist in der Menge am meisten zu spüren, wie Simmel schreibt (vgl. Simmel 1992: 97).

Da aber mit der Dichte der Masse Berührungen zunehmen, reagieren die Menschen in „verfeinerten Kulturen“ (Simmel 1992) sensibler, aber auch reizbarer. Die „Reserviertheit“ gegenüber Menschen schützt, nach Simmel, bei irgendeiner ungewollten Berührung, vor dem Kampf und Hass. „(...) *was in dieser (Großstadt) unmittelbar als Dissoziierung erscheint, ist so in Wirklichkeit nur eine ihrer elementaren Sozialisierungsformen*“ (Simmel 1995: 123), an die sich der Mensch von jung an zu gewöhnen hat.

Auch tritt in der Stadt hervor, dass „(...) *jedes „wirkliche“ (vom Autor hervorgehoben) Objekt prinzipiell auf eine Mehrheit von Sinnen wirkt oder wirken kann*“ (Simmel 1993: 10).

## 12. Zusammenfassende Worte und Ausblick

Die theoretische Aufarbeitung des Tastsinns zeigte, dass durch die Erhöhung des Geistes und die Ausgrenzung der „Leibkörperlichkeit“, der Tastsinn als Zustandsinn des Leibes, aus dem wissenschaftlichen „Rahmen“ gefallen ist. Wird der Mensch als Einheit, als psychophysisches Wesen betrachtet, vermittelt der Tastsinn als Nahsinn in seiner Sinnesmodalität: die *„Vergegenwärtigung des Seins im Erleben“* (Plessner 1980: 285).

Nimmt man einen weiteren Aspekt des Themas auf, der immer mehr an Bedeutung zunimmt, der prognostizierte „Anbruch des haptischen Zeitalters“, der sich in einer Fülle von Angeboten der modernen Körperpraktiken zeigt. Massage, Bodybuilding, Fitnesstraining, Wellnessangebote, Kuschelseminare bis „free-hug“, erscheinen als Ersatzpraktiken für Erwachsene, um das Körperliche greifbar zu machen, welches der Mensch in der verstärkten Visualisierung, Distanzierung und Isolierung nicht mehr finden kann. Die Kuscheldecke oder das Kuscheltier wandelt sich anscheinend zum Kuschelseminar.

Der Ausblick auf weitere relevante Forschungsmöglichkeiten wird unter dem Gesichtspunkt betrachtet, in welchen Teilbereichen der Soziologie – oder allgemein in soziologischen Betrachtungen und Forschungsansätzen – die gewonnenen Erkenntnisse miteinbezogen werden könnten.

- Wie aufgezeigt wurde, braucht eine Berührung zwischen Menschen eine gewisse Vertrautheitssphäre, damit sie nicht als Bedrohung angesehen wird. In den Forschungsbereichen der Soziologie, die mit körperlicher Berührung oder tastsinnlicher Wahrnehmung der physischen Welt sich beschäftigen, wie zum Beispiel: Medizinsoziologie, Gesundheitssoziologie, Alterssoziologie, Entwicklungssoziologie, Schulsoziologie oder Familiensoziologie, wäre es förderlich, den Tastsinn, oder besser

ausgedrückt den Berührungskontakt, in die Forschungsarbeiten einfließen zu lassen.

Aus dieser Beschäftigung mit dem Tastsinn bleiben Fragen offen, die in weiteren Forschungsansätzen, wie zum Beispiel, durch empirische Untersuchungen zu weiteren Ergebnissen führen könnten.

- Frühförderung von Kindern: Die Ergebnisse der Pisa-Studie brachten mit sich, dass Stimmen laut wurden, Naturwissenschaften und Mathematik, als Frühförderung einzuführen. Unter welchen Gesichtspunkten und Maßnahmen ist dies überhaupt förderlich, wenn das Abstraktionsvermögen sich in Entwicklungsstadien ausbildet?
- Können Computerlernprogramme förderlich für die Wissensaufbereitung eingesetzt werden, oder wirken sie sich eher kontraproduktiv aus?
- Inwieweit erhält sich der Gesundheitsmarkt mit der Erzeugung von Angst selbst am Leben? Steht die Angst vor Krankheiten, im Moment vor allem am Gesundheitsmarkt, mit der Ausgrenzung des Körpers in Zusammenhang?
- Inwieweit sind die jährlichen Karnevals ausschreitungen zu Wochenendausschreitungen geworden? Richten sich die Trink-, Krawall- und Gewaltausschreitungen der Jugendlichen gegen die frühe Disziplinierung des Körpers?
- Fördert Affektkontrolle Aggression gegenüber Schwächeren?
- In welchem Zusammenhang steht die (Gefühls-)Vereinsamung von Kindern mit Affekthandlungen, wie zum Beispiel: Amoklauf?
- Wenn Simmel schreibt, dass die Familie besonders in großen Gesellschaften wichtig für die Identitätsbildung ist, wo findet Identitätsbildung heute statt, wenn sich die Familie in „verfeinerten“ Kulturen in ihrer Funktion verändert hat?
- Der Tastsinn, wie aufgezeigt wurde, informiert den Menschen über seine leiblichen Zustände. In Bezug auf die Forschungsansätze auf naturwissenschaftlicher Ebene – wie zum Beispiel im Haptiklabor – stellt

sich einerseits die Frage, inwieweit dient der Tastsinn zur Unterstützung des Sehens? Da ein Touch Screen Bildschirm mit einer „lebendigen“ Berührung wenig zu tun hat, das Gemeinsame ist höchstens der Name.

Andererseits, wie der Untertitel des Buches „Der bewegte Sinn“ hinweist: „Grundlagen und Anwendung der haptischen Wahrnehmung“, stellt sich die Frage, inwieweit wird der Tastsinn als Zustandssinn des Leibes, in die Vermarktung mit einbezogen? Der Vibrationssessel in Flugzeugcockpit, um den Piloten vor dem Einschlafen zu bewahren, erscheint im ersten Moment eine gute Sache, aber inwieweit gleicht es nicht einer „unzumutbaren Funktionalisierung des Leibes“? Oder, gleicht einer Art „Foltermethode“?

- Haben sich, wie Elias verweist, die gesellschaftlich geforderten Zwänge in den Menschen internalisiert und verfestigt, kann es zu einer Auflockerung kommen. Kann im Moment von einer Verfestigung der Selbstzwänge gesprochen werden, wenn sich eine „Kultur des Eincremens“, des eigenen und des fremden Körpers, bilden kann?
- Inwieweit gibt es noch Berührung in der Vertrautheitssphäre, wie in der Familie oder unter Freunden, wenn Kuschelseminare eine Art Berührung unter Aufsicht sind? Werden Berührungen aus der Vertrautheitssphäre in den gesicherten Raum verlagert und unter Aufsicht gestellt? Stellt Massage einerseits noch die Berührung gegen Bezahlung dar, dass man wieder „fit“ für die Berufswelt wird, so stellt sich die Frage, wie viel Einsamkeit, Isolierung und „Kälte“ hat sich in der Gesellschaft bereits ausgedehnt, dass körperliche Berührung, sprich „kuscheln“ unter fremden Erwachsenen, für Bezahlung eine Chance hat? Geht man heute statt nach Hause in ein Kuschelseminar? Oder, wieweit steht diese Strömung in Verbindung mit den Singlehaushalten?
- Eine andere Strömung, die sich von Australien nach Europa bewegt, ist „Free Hug“, gratis Umarmung für fremde Menschen auf der Straße. Hier stellt sich die Frage, wie viel Einsamkeit herrscht vor, dass sich Menschen von fremden Menschen umarmen lassen? Denn Berührung kann auch als Bedrohung erlebt werden.

- Plastik, wie aufgezeigt wurde, ist gefühlsneutral. Inwieweit steht diese Entwicklung mit der „Verfeinerung der Sinne“ im Zusammenhang?
- Wie wirken sich die neuen, fast unsichtbaren, Zwischenschaltungen auf die zwischenmenschlichen Kontakte aus?
- Erhöht sich die Angst, vor anderen Menschen und vor der physischen Welt, durch die neuen Zwischenschaltungen, da die Angst vor Krankheiten allgegenwärtig ist?
- In welchem Zusammenhang stehen Einwegprodukt – wie zum Beispiel Papierservietten, Papiertaschentücher, Plastikbesteck – mit den Gefühlen, wie Ekel, Grauen, Abscheu, etc.? Oder, in welchen Zusammenhang stehen die neuen Gebrauchs- und Verpackungsformen, wie Seifenspender, Sprays, etc., und Einzelverpackungen etc., mit der Angst vor Krankheiten?
- Allgemein stellt sich die Frage: hat das „haptische Zeitalter“ tatsächlich begonnen, wie es die Stuttgarter Zeitung prophezeit, oder müsste nicht eher von „einer tastsinnlichen Vermarktung“ oder „Vermarktung des menschlichen Leibes“ gesprochen werden?

Ich möchte mit einem Zitat von Helmuth Plessner diese Arbeit beenden: *„Die Sinne, für sich betrachtet, geben das Geheimnis ihrer Mannigfaltigkeit nicht preis. Nur ihre Einbettung in den Gesamtorganismus, dem sie dienen und den sie, wie es zum Dienen gehört, auch beherrschen, verschafft Zugang zu ihrer sie umfassenden Einheit“* (Plessner 1980: 384).

## Abkürzungsverzeichnis:

**Elias**, Norbert, 1997: Über den Prozeß der Zivilisation, Soziogenetische und psychogenetische Untersuchung, Wandlung des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Erster Band, Erste Auflage, Amsterdam: Suhrkamp Taschenbuch Verlag, wird in der Arbeit mit **Elias 1997a** gekennzeichnet.

**Elias**, Norbert, 1997: Über den Prozeß der Zivilisation, Soziogenetische und psychogenetische Untersuchung, Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Zweiter Band, Erste Auflage, Amsterdam: Suhrkamp Taschenbuch Verlag, wird in der Arbeit mit **Elias 1997b** gekennzeichnet.



## Literaturliste

- Aichinger**, Wolfram, 2003: Wandel des Sinnes-Gebrauch. Hierarchie und Zusammenspiel der Sinne. In: Aichinger, Wolfram; Eder, Franz X.; Leitner, Claudia (Hg.), Sinne und Erfahrung in der Geschichte. Wien: StudienVerlag, 18-20.
- Aichinger**, Wolfram; Eder, Franz X.; Leitner, Claudia (Hg.), 2003: Sinne und Erfahrung in der Geschichte. Innsbruck: StudienVerlag.
- Aristoteles**, 1993: Werke in deutscher Übersetzung, Hellmut Flashar, Darmstadt.
- Aristoteles**, 1998: Über die Seele. Philosophische Bibliothek, Band 476, Hamburg: Meiner.
- Barlösius**, Eva 1999: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, Juventa Verlag Weinheim und München.
- Baudrillard**, Jean, 1974: Das Ding und das Ich, Wien.
- Berger**, Peter L.; **Luckmann**, Thomas, 2003 (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, 19. Auflage, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Crawford**, Margaret, 1992: The world in a Shopping Mall. In: Sorkin, M. (Hg.): Variations on a Theme Park. The New American City and the End of Public Space. New York: Hill and Wang.
- Debord**, Guy, 1988: Die Gesellschaft des Spektakels. Düsseldorf o.J.
- Der kleine Stowasser**, 1987: Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch. 2. unveränderte Auflage, Wien: Hölder-Pichler-Tempsky Verlag.
- Descartes**, René, 1641: Meditationes, lateinisch-deutsche Ausgabe, Philosophische Bibliothek Bd 250a, 3. Aufl., Hamburg: Meiner.
- Diels**, Hermann; Kranz, Walter, 1951/52: Die Fragmente der Vorsokratiker, Griechisch- Deutsch, 3 Bde. 6. Aufl., Hildesheim.

- Elias**, Norbert, 1997: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchung, Wandlung des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Erster Band, Erste Auflage, Amsterdam: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Elias**, Norbert, 1997: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchung, Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Zweiter Band, Erste Auflage, Amsterdam: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Elias**, Norbert, 2003: Engagement und Distanzierung. Amsterdam: Suhrkamp.
- Goffman**, Erving, 2003 (1969): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. 2. Auflage, München: Piper Verlag.
- Grunberger**, Bela, 1976: Vom Narzißmus zum Objekt. Frankfurt. In: Kleinspehn, Thomas, 1989: Der flüchtige Blick. Sehen und Identität in der Kultur der Neuzeit, Originalausgabe, Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Grunwald**, Martin; Beyer, Lothar (Hrsg), 2001: Der bewegte Sinn. Grundlagen und Anwendungen zur haptischen Wahrnehmung. Basel: Birkhäuser Verlag.
- Grunwald**, Martin, 2001: Begriffsbestimmung zwischen Psychologie und Physiologie. In: Grunwald, Martin; Beyer, Lothar (Hrsg.), Der bewegte Sinn. Grundlagen und Anwendungen zur haptischen Wahrnehmung. Basel: Birkhäuser Verlag, 1-14.
- Grunwald**, Martin; Gertz, H.-J., 2001: Störung der haptischen Wahrnehmung bei Anorexia nervosa. Begriffsbestimmung zwischen Psychologie und Physiologie. In: Grunwald, Martin; Beyer, Lothar (Hrsg.), Der bewegte Sinn. Grundlagen und Anwendungen zur haptischen Wahrnehmung, Basel: Birkhäuser Verlag, 135-150.
- Hauke**, Kai, 2000: Plessner zur Einführung. 1. Auflage, Junius Verlag GmbH, Hamburg.

- John**, Matthias, 2001: Historisch-philosophischer Exkurs über den Tastsinn.  
In: Grunwald, Martin; Beyer, Lothar (Hrsg.), Der bewegte Sinn. Grundlagen und Anwendungen zur haptischen Wahrnehmung. Basel: Birkhäuser Verlag, 15-24.
- Jütte**, Robert, 2000: Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace. München: Verlag C. H. Beck.
- Jütte**, Robert, 2003: Kranke und gefährdete Sinne im 19. Jahrhundert. In: Aichinger, Wolfram; Eder, Franz X.; Leitner, Claudia (Hg.), Sinne und Erfahrung in der Geschichte. Innsbruck: StudienVerlag, 193-211.
- Kaesler**, Dirk (Hrsg.), 2003: Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Norbert Elias. 4. Auflage, München: Verlag C.H. Beck oHG.
- Keller**, Evelyn Fox, 1986 (1985): Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft. München Wien: Carl Hansen Verlag.
- Kiese-Himmel**, Christiane, 2001: Klinisch-neuropsychologische Aspekte. Sprachentwicklung und haptische Wahrnehmung. In: Grunwald, Martin/Beyer, Lothar (Hrsg.), Der bewegte Sinn. Grundlagen und Anwendungen zur haptischen Wahrnehmung. Basel: Birkhäuser Verlag, 109-124.
- Kimmel**, Michael, 2003: Kultur, Körper, Sinne, Embodiment als kognitives Paradigma. In: Aichinger, Wolfram; Eder, Franz X.; Leitner, Claudia (Hg.), Sinne und Erfahrung in der Geschichte. Innsbruck: StudienVerlag, 53-74.
- Kleinspehn**, Thomas, 1989: Der flüchtige Blick. Sehen und Identität in der Kultur der Neuzeit. Originalausgabe, Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Korte**, Hermann, 2003: Norbert Elias. In: Kaesler, Dirk (Hrsg.) 2003: Klassiker der Soziologie. Von Auguste Comte bis Norbert Elias. 4. Auflage, München: Verlag C.H. Beck oHG, 315-330.
- Merchant**, Carolyn, 1994 (1987): Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und Neuzeitliche Naturwissenschaft. 2., unveränderte Auflage, München: C. h. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

- Nedelmann**, Brigitta, 2003: Georg Simmel. In: Kaesler, Dirk (Hrsg.),  
Klassiker der Soziologie, Von Auguste Comte bis Norbert Elias.  
4. Auflage, München: Verlag C.H. Beck oHG., 127-168.
- Österreichisches Wörterbuch**, 2001: Schulausgabe, 39. Auflage, Wien: ÖBV  
Pädagogischer Verlag GmbH.
- Plessner**, Helmuth, 1975: Die Stufen des Organischen und der Mensch.  
Einleitung in eine philosophische Anthropologie. Sammlung  
Göschen; Band 2200, Dritte, unveränderte Auflage, Berlin: Walter  
de Gruyter & Co.
- Plessner**, Helmuth, 1980: Anthropologie der Sinne. Gesammelte Schriften III,  
Erste Auflage 2003, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Plessner**, Helmuth, 1982: Ausdruck und menschliche Natur. Gesammelte  
Schriften VII, Erste Auflage 2003, Frankfurt am Main: Suhrkamp  
Verlag.
- Plessner**, Helmuth, 1983: Conditio humana. Gesammelte Schriften VIII, Erste  
Auflage 2003, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Plessner**, Helmuth, 2001: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen  
Radikalismus. Erste Auflage 2002, Frankfurt am Main: Suhrkamp  
Verlag.
- Schönhammer**, Rainer, 2001: Haptische Wahrnehmung und Design. In:  
Grunwald, Martin; Beyer, Lothar (Hrsg.), Der bewegte Sinn.  
Grundlagen und Anwendungen zur haptischen Wahrnehmung.  
Basel: Birkhäuser Verlag, 151-160.
- Simmel**, Georg, 1992: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der  
Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band II, Erste Auflage,  
Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Simmel**, Georg, 1993: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Band II,  
Gesamtausgabe Band 8, Erste Auflage, Frankfurt am Main:  
Suhrkamp Verlag.
- Simmel**, Georg, 1995: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908. Band I,  
Gesamtausgabe Band 7, Erste Auflage, Frankfurt am Main:  
Suhrkamp Verlag.

**Simmel, Georg, Hrsg. Lichtblau, Klaus, 2009:** Soziologische Ästhetik.

1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften |  
GWV Fachverlag GmbH.

**Veblen, Thorstein, 2007 (1958):** Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische  
Untersuchung der Institutionen. Frankfurt am Main: Fischer  
Taschenbuchverlag.

**von Skramlik, Emil, 1937:** Psychophysiologie der Tastsinne. Leipzig: Akad.  
Verlagsgesellschaft.

**von Uslar, Detlev, 2005:** Leib, Welt, Seele. Höhepunkte in der Geschichte der  
Philosophischen Psychologie. Von den Anfängen bis zur  
Gegenwart. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann.

## **Internetliteratur**

**Gefühl:** Kirchner Lexikon: <http://www.textlog.de/1631.html>, Zugriff: Okt. 2008.

**Haptik:** <http://www.information-lexikon.de/lexikon/haptik.htm>, Zugriff: Jänner  
2009.

**Haptik-labor:** <http://www.haptik-labor.de>, Zugriff: Februar 2009.

**Hermann Hesse: Autobiographie,** [http://www.hermann-  
hesse.de/de/biographie/lebenslauf/autobiografie2.htm](http://www.hermann-hesse.de/de/biographie/lebenslauf/autobiografie2.htm), Zugriff: März 2009.

**Hermann Hesse: Über das Brot,** [http://www.hermann-  
hesse.de/de/dokumente/stimme/text.htm](http://www.hermann-hesse.de/de/dokumente/stimme/text.htm), Zugriff: März 2009.

**Taktile Wahrnehmung:**

[http://www.kliniken.de/lexikon/Medizin/Physiologie/Taktile\\_Wahrnehmung.html](http://www.kliniken.de/lexikon/Medizin/Physiologie/Taktile_Wahrnehmung.html)  
, Zugriff: Februar 2009.

**Tastsinn, Druck- und Berührungssinn:** [http://brockhaus-  
suche.de/10154906c8d650b9838ab23eecdb5512c/suche/artikel.php?shortna  
me=b1&artikel\\_id=40425800&verweis=1](http://brockhaus-suche.de/10154906c8d650b9838ab23eecdb5512c/suche/artikel.php?shortname=b1&artikel_id=40425800&verweis=1), Zugriff: Dezember 2008.

## **Abstrakt**

Der Schwerpunkt dieser Magisterarbeit beruht darin, den Tastsinn in einer theoretischen Bearbeitung in eine kultursoziologische Annäherung zu bringen. Ziel ist es, einen Ansatzpunkt zu schaffen, auf den sich weitere Forschungstätigkeiten erstrecken könnten oder sich darauf aufbauen lassen.

In dieser theoretischen Auseinandersetzung mit dem Tastsinn, wird einerseits der Frage nachgegangen, warum das Tasten in der Moderne gegenüber dem Sehen vergleichsweise zurückgedrängt wird und andererseits wird versucht den Tastsinn von seiner Konnotation zu „Animalität“ und „Primitivität“ herauszulösen.

Einleitend wird ein Überblick auf den aktuellen Begriffsgebrauch des Tastsinns in wissenschaftlicher Forschung und alltäglichem Gebrauch gegeben. Ein kurzer Überblick über die Geschichte des Tastsinns, von der Antike bis zum Mittelalter, leitet die theoretische Aufarbeitung des Tastsinns für eine kultursoziologische Annäherung ein.

In Folge wird auf den Zusammenhang Sinneswahrnehmung und Erkenntnisgewinn eingegangen. Des Weiteren wird die tastsinnliche Wahrnehmung in Bezug auf die Hand, als Sinnesorgan, Organ des Kontaktes und Arbeitshand erörtert. Daraufgehend beschäftigt sich die Arbeit mit der Gefühlsseite der tastsinnlichen Wahrnehmung. Anschließend wird der Tastsinn in Verbindung mit der Körperwahrnehmung behandelt. Am Beispiel der tastsinnlichen Wahrnehmung in der Großstadt, wird der Bogen zu heute gespannt.

Für die Bearbeitung des Themas wird eine anthropologische Sichtweise auf den Tastsinn miteinbezogen, um einen breiteren kultursoziologischen Ansatz zu erhalten.

Diese Arbeit basiert vor allem auf den Werken von Norbert Elias, Helmuth Plessner und Georg Simmel. Es werden, sowohl die historischen

Entwicklungsprozesse der genannten Autoren aufgezeigt, als auch weiterführende AutorInnen miteinbezogen.

Die theoretische Aufarbeitung des Tastsinns zeigte, dass die Sinnesmodalität des Tastsinns, den Menschen seine körperliche Existenz und die der physischen Welt vermittelt.

## **CURRICULUM VITAE**

Persönliche Daten:	Ulrike Vrhovc Gallmeyergasse 7-9/39 1190 Wien Mobil: 0650/2105644 Email-Adresse: a9104948@univie.ac.at
Geboren am:	21.05.1964 in Hainburg an der Donau
Staatsbürgerschaft:	Österreich
Familienstand:	verheiratet 2 Kinder, 1991 und 1993

### **Bildungsweg**

2005 –	Masterstudium Soziale Ökologie, Uni Klagenfurt
2005 – 2009	Magisterstudium Soziologie, Uni Wien
2002 – 2005	Abschluss Bakkalaureat Soziologie, Uni Wien
1986 – 1991	Bundesgymnasium für Berufstätige, Wien XV
1978 – 1982	Bundesbildungsanstalt für ArbeitslehrerInnen, St. Pölten